Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Das Fontane-Buch

Heilborn , Ernst

Berlin, 1919

Erster Teil

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-333

Visual Library

Erster Teil

Weihnachtsspruch an Emilie

(24. Dezember 1861)

Sei heiter!
Es ist gescheiter
Als alles Gegrübel;
Gott hilft weiter —
Zur Himmelsleiter
Werden die Übel.

Fontanes Persönlichkeit

(Ausgewählte Abschnitte aus der Einleitung zur zweiten Reihe der Gesammelten Werke)

I

„Alles, was ich geschrieben, auch die ‚Wanderungen' mit einbegriffen, wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten; aber von den ‚Gedichten' wird manches bleiben." So Theodor Fontane in einem Briefe aus dem Jahre 1889 an seinen Verleger Wilhelm Hertz, und es mag etwas Wahres an seinen Worten sein. Aber es ist, als spräche ein Soldat von Helm und Gewehr, und vergäße darüber sich selbst. Theodor Fontane lebt als Persönlichkeit.

Etwas von dieser Persönlichkeitskraft muß irgendwie vom Volksbewußtsein aufgefangen worden sein. Ich wüßte nicht, warum sonst gerade ihm Denkmäler in seinen beiden Städten, in Neu-Ruppin und Berlin, errichtet worden wären: es blieben stärkere Dichter ohne Stein.

Er aber schuf sein Selbst zum größten, dem dauernden seiner Werke. Sprach höchst persönlich aus jeder Zeile, die er schrieb. Und führte sein Dasein in seiner Wohnung in der Potsdamer Straße zu Berlin, selbst eine fontanesche Figur.

Gleichgültig, wie hoch sein Talent zu bewerten sei. Als menschlich-dichterische Persönlichkeit steht er zwischen denen dicht hinter Goethe. Und bei den Großen. In Güte zwingend. Wirklichkeitsmaßstäbe umsetzend. Als einer, der sich gebieterisch in die Herzen und Sinne einschrieb, gerade weil er mit einem Achselzucken gewähren ließ.

Es scheint geboten, sich in aller Nüchternheit darüber klar zu werden, und man wähle zum Vergleich einen der Starken deutschen Schrifttums, etwa Hebbel. Selbstverständlich bestehen auch bei Hebbel Zusammenhänge zwischen seinem Charakter und seinem dichterischen Werk; aber sie werden nicht ohne weiteres fühlbar; das Talent scheint die Wesens-

art des Mannes zu überfliegen; gerade seine spätere Schöpfung löst sich von dem, der sie schuf. Und man vergegenwärtige sich Hebbel in den Straßen der Großstadt von heute; man besuche mit ihm eine Volksversammlung und wähle ihn zum Gefährten bei Erörterung der Streitfragen, die uns der Tag aufdrängt —: er wird zum Schatten, er schweigt. Gerade derart beschworen aber beginnt Fontane zu plaudern, zu reden. Er winkt, und was noch eben die Straße lärmend und schreckend erfüllte, ist belanglos geworden. Man steht neben ihm und blickt in ein Blumengeschäft oder ein Sargmagazin. In dem überfüllten Saal, den man mit ihm betritt, wird ohne weiteres Platz. Der Redner auf der Tribüne spricht weiter, aber man hört ihm nur noch mit geteilter Aufmerksamkeit zu. Und sowenig Fontane selbst die Rednerbühne besteigt, sosehr wird sein Wort vernehmbar.

Es sind etwa fünfundzwanzig Jahre darüber verstrichen, seit es uns vergönnt war, ihm selbst zu begegnen; das war nur zu einmaliger längerer Unterredung in seiner Wohnung; aber die Zahl derer, die ihn kannten, beginnt sich nun schon zu lichten, und so verlohnt es vielleicht, den Persönlichkeitseindruck auch persönlich festzuhalten.

Das Gespräch war auf England gekommen, und er schilderte, wie er's zu tun liebte, englische Eigenart in einem kleinen, scheinbar ganz nebensächlichen Zuge. Erzählte, daß er eines Abends in London, auf irgend jemand wartend, in einer dürftigen, abgelegenen Schenke verweilt habe, und daß da ein sauber gedeckter Tisch gestanden habe, mit einem Kuvert belegt und mit Blumen bestellt. Die Wirtin der Schenke, gewöhnliches Weib aus den unteren Volksschichten, sei heimgekehrt, habe an dem gedeckten Tisch Platz genommen, sei mit aller Aufmerksamkeit bedient worden und habe mit bestem Anstand Gabel und Messer geführt: von all dem nun sei man in solchen Volksschichten bei uns noch sehr weit entfernt. Er sprach weiter von der Lage des deutschen Schriftstellers, geriet in Unmut, betonte, keinerlei Scho-

nung üben zu wollen und hielt persönliche Abrechnung mit dem und jenem. Sagte dann weiter, wie sehr sein Leben einsam geworden und daß ihm nichts mehr geblieben sei, als nur die Arbeit und etwa der abendliche Spaziergang, den Landwehrkanal hinunter und wieder hinauf, mit dem Blick in ein Blumengeschäft, ein Sargmagazin.

Aber das alles wurde seltsam fesselnd, indem es über seine Lippen kam; denn in seinen Worten lebte seine Persönlichkeit auf; und wuchs; und leuchtete aus den hellen, den blauen Augen.

Als befände man sich in Unterhaltung mit irgendwelchen Unbekannten und als fiele plötzlich ein Wort, oder es erhellte aus einer Geste oder einer Eigenart des Mienenspiels, daß einer der am Gespräch Beteiligten seine Heimat in weiter Ferne, jenseits der trennenden Meere habe, so wirkte dies Aufdämmern seiner Persönlichkeit zunächst befremdend, dann groß. Etwas Elementares war in der Empfindung. Man wüßte schwerlich jemand zu nennen, demgegenüber man Ähnliches erfahren hätte.

Diese ungemein starke menschliche Persönlichkeit war aber zugleich eine ausgesprochen preußische. Fontane, der Preuße.

Der Begriff scheint aus seiner Dichtung herübergenommen, und ist es zum Teil. Seine Gestaltung preußischer Heerführer ist monumental geblieben, soweit das Lied monumental wirken kann; die Art, in der er preußische Siege besungen, ist die einzige, die uns heute noch erträglich scheint. Aber in all dem Preußischen, das er gab, war doch als mindestens gleichstarke Beigabe das Fontanesche, und andererseits verkörperte er selbst das Preußische doch auch in seinem bürgerlichen Dasein. Nicht als ob man ihn für irgend etwas anderes als einen Dichter hätte halten können; daß er das war, sah man; aber in der bescheidenen und doch sehr sicheren Art, in der er sich trug, ja in seiner altväterischen Kleidung, nicht zum mindesten in der sehr forschen Weise, in der er sich gegebenenfalls durchzusetzen wußte, lag der ausgesprochen preußische Zug.

Man denkt daran, daß Fontane im gleichen Jahr wie Bismarck gestorben, und wähnt, das preußische Element in dieser Persönlichkeit mit irgendwelchen Zeitzusammenhängen in Verbindung zu sehen. Aber man fühlt sich damit zugleich ins Ungreifbare verwiesen, und freut sich beinahe, daß dem so ist. Denn in Persönlichkeitsfragen scheint Ahnen aufschlußreicher als Wissen. Eine Persönlichkeit, die man bis auf ein Letztes ergründen könnte, wäre schon keine Persönlichkeit mehr.

Genug, das Preußen, an das Fontane ein Bestes seines Seins gesetzt hatte und das er in seiner Art verkörperte, ist heut nicht mehr. Ein lebendiger Nerv dieser Persönlichkeit scheint damit durchschnitten.

Und ist dem doch nicht so. Denn nun, nachdem dies fontanesche und preußische Preußen untergegangen, nachdem die Kunde unserer Niederlage die Dörfer im Havellande von Vehlefanz bis Schwante durchlaufen, wie einst die „Siegesbotschaft", liest man in seinen Briefen: „Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Bayern kann sich wieder ganz auf eigene Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich über kurz oder lang beinah für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue. — Das sind nicht Einbildungen eines Schwarzsehers. Das sind Dinge, die sich, ‚wenn's los geht', innerhalb weniger Monate vollziehen können." (1893.) Und: „Wie so oft, wird ein sich aufmachender Wind dies Wetter sehr wahrscheinlich wieder vertreiben, und wenn dies gegen Erwarten nicht geschieht und die Gefahr zu Häupten stehenbleibt, so werden die ungeheuren Machtmittel Englands vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich ausreichen, aus all den umdrohenden Gefahren siegreich hervorzugehen. Aber dieser Sieg kann nicht dauern." (1897.) Endlich: „Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich

aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor." Damit steht Fontane, gerade in seinem Preußentum, eine lebendige Persönlichkeit mitten unter uns. Ich sagte, man hört nicht auf das, was der Redner von seiner Tribüne lärmt, weil Fontane spricht.

Aber: ein Mann, dem doch mancher unter uns Auge in Auge gegenübersaß; ein Schriftsteller, der sein fleißiges Tagespensum erledigte; ein Dichter, dessen Werk keinerlei Dunkelheiten birgt und der mit einem belangreichen Teil seines Schaffens in die Schullesebücher übergegangen ist, ward in dem, was sein Wesentliches ausmacht und worin er lebt, in seiner Persönlichkeit, in den Bereich des Schwerergründbaren, des Ahnungweckenden entrückt.

2

Er war eine Natur, das ist es. Man hat das vielfach übersehen, oder doch nicht genügend hervorgehoben, und es ist zuzugestehen, daß etwas in seiner Art, sich menschlich und schriftstellerisch zu geben, war, das dazu angetan schien, vielleicht absichtlich wie ein Mantel übergeworfen wurde, den naturhaften Zug in ihm zu verbergen.

Aber: er war eine Natur.

In seinen jungen Tagen kam das geradezu körperlich zum Ausdruck. Er war ein wilder Bube, hatte den Drang, sich in den Räuberspielen im Dünensand bei Swinemünde mit den Gefährten auszutoben und trat derb lümmelhaften Schifferjungen forsch genug entgegen. Noch dreiunddreißigjährig schreibt er einmal aus London: „Ich habe nichts so gern, wie fröhliche Menschen, und kann ich's selber oft nicht sein, so liegt die Schuld wahrhaftig nicht an meinem guten Willen. Am liebsten schlüg' ich den ganzen Tag Rad, språng' über Tisch' und Bänke und wälzte mich im grünen Rasen, den lachenden Himmel über mir." Und zweiundfünfzigjährig bereist er die Schlachtfelder in Frankreich und

kommt bei St. Privat an die Stelle, wo die preußischen Grenadiere, nachdem sie den ganzen Tag über dem niederstreckenden französischen Feuer beinahe wehrlos ausgesetzt waren, die Gewehre beiseitewarfen, die losen Feldsteine der Mauer packten, die Gegner damit niederzuschmettern. Für solchen Ausbruch des Elementaren (er braucht das Wort selber) bekundet er ein nicht zu mißdeutendes Verständnis.

Wesentlicher: das Naturhafte war in seiner Seele.

Dreister Entschlüsse hat sich Theodor Fontane zeit seines Lebens fähig bekannt, und in „Kriegsgefangen" stehen die bekennerischen Worte: „Es liegt in meiner Natur, angesichts aller Dinge, über die ich ausnahmsweise nicht gleich hinwegkam, sorglich zu balancieren und nur zögernd zu einem Entschluß zu kommen; ist dieser Entschluß aber einmal gefaßt, so spring' ich auch sofort wieder mit beiden Füßen in die alte Sorglosigkeit hinein und vertraue lachend und heiter meinem guten Stern." Bereits „Sorglosigkeit" und „Vertrauen" scheinen bezeichnend; das aber macht recht eigentlich die „Natur" aus, dies Gefühl, nur einmal ausnahmsweise nicht über die Dinge hinwegzukönnen. Denn in diesen Menschen ist das Sehen mit geschlossenen Augen; sie gehen unbekümmert den Weg ihres seelischen Instinkts.

Daher auch die Empfindung, der Fontane einmal, sein eigenes Leben überblickend, Ausdruck gibt und die er mit der des „Reiters über den Bodensee" vergleicht. Und schließlich das Bekenntnis, er sei, ein großes Kind, durchs Leben gegangen.

Zehn Jahre (1860 bis 1870) hatte Fontane in der Redaktionsstube der Kreuzzeitung gesessen und da täglich recht und schlecht, wie ein gefügiger kleiner Beamter, seinen englischen Artikel geschrieben. Eine kleine Verstimmung oder etwas wie eine kaum nennenswerte Rüge — und Fontane steht auf, schiebt seinen Stuhl zurück und gibt seine Stellung auf. Und das, trotzdem er auf das armselige Gehalt angewiesen war; für Frau und Kinder zu sorgen hatte; vorerst

nicht wußte, wie, und ob überhaupt, Ersatz zu schaffen sei. Sechs Jahre später (1876) wiederholt sich Zug um Zug der gleiche Vorgang. Im Anfang des Jahres war Fontane Sekretär der Kgl. Akademie geworden, im August nahm er seinen Abschied, wieder aus dem Impuls heraus, wieder auf irgendeine kleine Verärgerung hin, deren Ursache nicht einmal ganz deutlich zutage tritt, wieder mit der Gewißheit, der Sorge und ihren leeren Augenhöhlen entgegenzugehen. Gewiß; Theodor Fontane war von bürgerlicher Art und trug den Rock des Alltagsmenschen; blieb aber in jedem Augenblick fähig, alles Beengende abzuwerfen, und, wenn man des am wenigsten gewärtig war, tat er's. Im pünktlichen Von-neun-bis-eins des Redaktionsdienstes, in annehmbarer Beamtenstellung war er Natur geblieben. Geriet denn auch 1870 völlig wie ein Traumwandler in die französische Kriegsgefangenschaft.

Bei ihm ist's Wesensart, daß er sich vielfach widerspricht und des kein Arg hat. Er urteilt immer und sorglos aus der Stimmung heraus. Um Ja und Nein sind bei ihm nur die Kreise der fontaneschen Persönlichkeitsauswirkung gezogen, die sich aber schneiden. Einmal schreibt er, und könnte es stündlich wiederholen: „Wie es mir immer geht, wenn ich ein Urteil ausgesprochen habe, so auch diesmal — kaum steht es da, so fang' ich an, die Richtigkeit zu bezweifeln." Naturhaft setzt er Mißtrauen in den Verstand und seine Fähigkeiten: „Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras."

Alles Gute kann denn auch seiner Empfindung nach, der tief bewährten, nur aus dem eigenen Selbst kommen. Wie Quell aus dem Erdreich. Und: „Alles ist Gnade."

Vergegenwärtigt man sich die Worte, in denen Fontane das Schicksal, das Deutschland zwanzig Jahre nach seinem Tode betroffen, vorausgesagt hat, so mag die Frage aufsteigen, ob etwas wie ein hellseherischer Zug ihm eigen

Th. Fontane

gewesen sei. Wie ein Symbol mutet es an: als Fontane sich um Ostern 1871 auf die Reise begab, die Schlachtfelder in Frankreich zu besichtigen, traf er in seinem Abteil auf einen fremden Mitreisenden; geriet mit ihm in ein Gespräch und war baß erstaunt, einen in allerlei Kunstfragen Wohlunterrichteten zu finden; — es sollte sich dieser selbe Fremde später einmal als der Mann erweisen, der nächst Fontane das Schicksal, das Deutschlands harrte, am klarsten voraussah, ja, Fontane darin weit hinter sich lassend, die Niederlage Deutschlands geradezu als ein Gebot innerer Notwendigkeit erkannte: Friedrich Theodor Vischer.

Doch bleibt zu erwägen: Fontane kannte England und englische Machtmittel sehr genau, und für Phrasen, wie sie deutsche Universitätsprofessoren vor und während des Krieges vorzubringen beliebten, wäre er niemals zu haben gewesen. Auch blickte er mit sehenden Augen auf Deutschland und gewahrte die innere Unsicherheit wie eine brüchige Ader im Organismus des Volkstums. Das alles könnte genügen, seine Voraussicht zu erklären. Es ist denn auch nicht sowohl das, was er sagt, als der befremdende Ton innerer Gewißheit, in dem er sein Wort spricht, der die Frage nach der seelischen Hellsichtigkeit aufsteigen ließ. Nur gibt es Fragen, die wohl gestellt, aber nicht beantwortet sein wollen.

War Fontane eine Natur, so war er mindestens im gleichen Maße Temperament. Das trat bei ihm immer — „Independenz über alles!" — im Unabhängigkeitsdrange zutage, und der war stark. Es zeigte sich aber auch, und das ist für ihn bezeichnend, sehr viel deutlicher in seiner Kraft zu hassen, als in seiner Liebesempfindung.

Achtundvierzig Jahre waren seit seiner Hochzeit verstrichen, als Fontane sein autobiographisches Buch „Von Zwanzig bis Dreißig" schrieb. Er konnte es sich trotzdem nicht versagen, mit irgendeinem Unbekannten öffentlich abzurechnen, der sich — doch wahrlich eine private Angelegenheit! — damals geweigert hatte, sich an dem Hochzeits-

geschenk des „Tunnels" für das Fontanesche Ehepaar zu beteiligen. Nannte das selbst (und erinnert darin seltsam an Bismarck) „eine kleine Haßorgie feiern". Bei aller Freude an seinem Temperament wird man ihm darin schwer folgen können: Haß will gärend genossen sein; Haß, auf Flaschen gefüllt und achtundvierzig Jahre gekeltert, wirkt schal.

Und doch sind diese kleinen Züge bei Fontane sehr wichtig und darum liebenswert. Sie zeigen, wie schwer es diesem Temperament gemacht war, sich zur Persönlichkeit zu klären. Die aber gilt nur, wo sie aus innerem Kampf und Selbstsieg hervorgegangen ist.

Nennt man Theodor Fontane eine Natur, so ist alsbald hinzuzufügen, daß er eine unsinnliche Natur gewesen ist.

Auch dies ein Erbteil vom Vater her. Dessen Unzärtlichkeit hat der Sohn mehrfach betont, seiner Art gemäß, auch mit kleinen anekdotischen Zügen belegt. Und unzärtlich war er selber. Für den, der weiß, wie sehr sein Herz an seiner Frau gehangen, tritt das in den an sie gerichteten Briefen — auch des Jungverheirateten — befremdend zutage. Vom Vater sagt er in den „Kinderjahren", er habe sich, wie schöne Männer oft, als das absolute Gegenteil von einem Don Juan erwiesen, sei auch stolz auf seine Tugend gewesen; von sich bekennt er, die jungen Damen hätten ihm gegenüber herausgefühlt, daß Liebe seine Force nicht gewesen sei.

Dem war wohl wirklich so. In einem Brief des Zweiunddreißigjährigen aus London liest man: „Ein Buchfink auf den Zweigen, eine kühlende Flußwelle, die sich beim Baden an unsern erhitzten Leib schmiegt, berühren uns fast ebenso wundersam traulich, wie ein brünetter Backfisch am Klavier oder der verstohlene Kuß einer liebebedürftigen, sehr herzensstarken, aber sehr — geistesschwachen Blondine. Wenn man dann, wie ich, erst Dreißig auf dem Rücken hat, so ist einem der Buchfink sogar lieber — er ist anspruchsloser und geniert einen weniger."

Es nimmt danach nicht wunder, daß Fontane „kein rechtes Fiduz" zu den großen Leidenschaften gehabt hat, sich auch sehr wohl bewußt war, kein Meister der Liebesgeschichte zu sein: weil keine Kunst ersetzen könne, was einem von Grund aus fehle.

Eine gewisse Lust an Anzüglichkeiten, die einmal zu einer scharfen Auseinandersetzung mit Storm führen sollte, widerspricht dem so wenig, als sie vielmehr immer Kennzeichen unsinnlicher Naturen ist. Hellbrennendes Feuer raucht nicht. Und auch diesen Zug Theodor Fontanes findet man im Bilde seines Vaters, des Gascogners, wieder.

Eine nur kärgliche Sinnlichkeit: der Dichtung Fontanes mußte das Grenzen setzen. Es ist aber das ganz Einzigartige dieser Persönlichkeit als solcher, daß ihr auch die Mängel, oder vielmehr gerade die, zu Vorzügen wurden.

Weil es dieser Persönlichkeit verliehen war, sich aus dem Gegebenen heraus organisch zu entwickeln. Weil alles gleichsam aus dem Barbestand beglichen und niemals irgendwelcher Kredit beansprucht wurde.

3

Er war das älteste Kind eines Elternpaares, das sehr jung geheiratet hatte.

Es ist aufgefallen, daß die wesentliche, die Phantasiebegabung bei ihm nicht, wie wohl sonst bei fast allen großen Künstlern, von der Mutter, sondern vom Vater her stammte, und man hat weitgehende Schlüsse daraus gezogen. Sie gleichen ein wenig dem Verfahren des jungen Mädchens, das eine Bohne, die es eingepflanzt hatte, täglich ausgrub, das Wachstum kennenzulernen. Sie sind bestenfalls Herbariumsvermerken gleichzuachten.

Man dürfte eher auf diese späte Entwicklung bei ihm deuten und sich vergegenwärtigen, daß alles Weibliche in der Natur zu schnellerer Entfaltung drängt.

Ein Temperament war auch die Mutter, Kind der

südlichen Cevennen, schlanke, zierliche Dame mit schwarzem Haar und Kohlenaugen. Aber das Temperamentvolle war nicht das ihre Eigenart Bestimmende, oder trat doch nur in diesem, auch ungezügelt schönen, Triebe, Fremde zu beschenken, und sei es über die Grenzen der eigenen bescheidenen Vermögenslage hinaus, zutage. Sie war verständig und nüchtern. Sie hatte Sinn für Repräsentation, darin ganz die Seidenhändlerstochter, als die sie aufgewachsen war. Auf vorteilhaftes Aussehen und gute Manieren legte sie Wert, Reichtum und Besitz waren in ihren Augen die Mächte, auf die es ankam; und denen sie sich beugte. Sie hatte den Kindern gegenüber die rasche Hand, was durchaus nicht ausschloß, daß sie gewöhnlich den Vater zum Sprachrohr ihrer Anordnungen machte. Dem mütterlichen Erbteil in seinem Blute verdankte es Theodor Fontane — und von Dank ist hier durchaus zu reden —, daß der nicht abweisbare, peinigende Wunsch nach vornehmer, großzügiger Lebensführung ihm den Lebensweg erschwerte; ihrem erzieherischen Einfluß, daß — er nicht auf die Bahn des Vaters geriet.

An seinem Vater hat dieser Unzärtliche mit zärtlichster Liebe gehangen: vielleicht, daß er das Lebendige daraus später auf seinen eigenen ältesten Sohn, den ihm der Tod frühzeitig rauben sollte, übertrug?

Es ist aber auch noch etwas anderes als nur eben Liebe diesem Vater gegenüber. Er schuf ihn sich zum Bilde. Trug selbst soviel vom Vater in sich, oder lieh dem soviel aus seiner eigenen Persönlichkeit, daß die Bilder sich seelisch beinahe deckten. Und wo er den Vater reden ließ, gab er ihm fontanescheste Worte in den Mund.

Das alles will bei ihm gewiß nicht besagen, er sei dem Vater gegenüber unkritisch gewesen. Mit der Herzensanteilnahme schärfte sich ihm der Blick.

„Frisch, lebensvoll, hochaufgewachsen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge selbst die Mischung von Strenge und Gutmütigkeit": so das Äußere des Vaters.

Ein schöner Mann, der auf sich hielt, seinem Aussehen alle erdenkbare Ehre antat, dem Anlegen des vielgefalteten Jabots die gebührende Sorgfalt zukommen ließ, die „Tour", die auf den kahlen Schädel aufgeklebt wurde und deren Ablösung nicht ohne Schmerzen vonstatten ging, als ein Opfer trug, das er der Gesellschaft zu bringen hatte. Causeur, Gascogner, Phantast. Der Mann der fragwürdigen Rechenkünste und der wohlgefälligen Selbstgespräche. Ein Tierliebhaber, der den Schützlingen zuliebe heimliche Raubzüge in die eigene Speisekammer unternahm, aber auch ein Wohltäter der Armen. Ein „sokratischer" Vater. Unzärtlich, durchaus kein Don Juan, aber ein Freund pikanter Histörchen. Einer, der niemals arbeiten gelernt hatte, aus Langeweile an den Spieltisch geriet, sein nicht unansehnliches Vermögen vertat, sich der eigenen Schwächen bewußt war, in Gegenwart des zwölfjährigen Sohnes darüber weinte, sich dann aber, in allerdürftigste Lebensumstände geraten, philosophisch damit abzufinden wußte: „eigentlich ein schiefgewickelter oder ins Apothekerhafte übersetzter Weltweiser. Hinter allerhand tollem, einseitigem und übertriebenem Zeug verbirgt sich immer ein Stück wohlberechtigter Lebensanschauung."

Was Theodor Fontane von dem Vater unterschied: er hatte noch eben zu rechter Zeit arbeiten gelernt, seiner Phantasie war Richtung gegeben. Immerhin trat auch er mit Charaktereigentümlichkeiten ins Leben hinaus, die es ihm nicht leicht machten, sich in sich selber zurechzufinden.

Er selbst hat die Fontanes alle als hartgesottene Egoisten bezeichnet, sich auch zu jenem fontaneschen Charakter bekannt, „der sich in alles findet, in Klugheit und Dummheit, in Noblesse und Gewöhnlichkeit, in Freundschaft und Gleichgültigkeit, vorausgesetzt, daß er selber nicht malträtiert wird und genug zu essen hat". Den Egoismus im eigenen Wesen — in der Schilderung des gleichen Zuges bei seinem Freunde Scherenberg leuchtet etwas wie Selbstironie auf — hat er

betont, dabei aber den Vorwurf der Lieblosigkeit von sich gewiesen. Als Kind und in jungen Jahren scheint er überaus eitel gewesen zu sein, machte des auch durchaus kein Hehl. Sein Temperament war allzeit stark genug, mit ihm durchzugehen, an einer Dosis Leichtsinn fehlte es nicht. Als mütterliches Erbteil die Wertschätzung von Besitz und äußerlichem Ansehen, als väterliches das Gascognertum, das Spielen mit Unwirklichkeiten, von beiden Seiten her ein Hang zum Wohlleben. Aus solchen Anlagen sollte eine Persönlichkeit erwachsen, reich, gütig, stark, wie selten eine.

Diese fontanesche Altersperson**lichkeit** war wie eine Sonne begnadeten Friedens. Sie war es kraft des Kampfes, der geleistet war.

4

Ein Mann mit gesunden Zähnen und entschiedenem Hang zum Wohlleben, eine Künstlernatur mit ausgesprochenem Sinn für Großzügigkeit der Lebensführung, dieser selbe Mensch jung verheiratet, frühzeitig Familienvater und bis ins späte Alter hinein im Kampf mit der dummen Sorge um das allernotwendigste Haushaltungsgeld —: es mußte da irgendwie zur Abrechnung kommen.

In England setzte dieser Kampf um den Lebensstil, der für Fontanes Persönlichkeitsentwicklung die allergrößte Bedeutung gewinnen sollte, ein. Es wäre kaum anders denkbar gewesen. England war damals, in den fünfziger Jahren, in allem, was die Lebensführung ausmacht, Deutschland weit voran, man war dem Kastengeist entwachsen, verkehrte ungezwungen und gastlich, wußte sich das Dasein behaglich zu gestalten. Der Deutsche, der damals nach England kam, stand wie ein Waisenknabe vor der Cottagetür. Und das eben empfand Fontane, erfuhr er mit allen Sinnen, prüfte er in seinem Verstande nach, fühlte er in seinem Herzen. Diese Großzügigkeit der Lebensführung war das Element, nach dem er verlangte, sein Element, aber den Schlüssel zu

der Cottagetür besaß er nicht. Nahezu vierzig Jahre waren seit seinem Londoner Aufenthalt verstrichen, und noch sollte er im Jahre 1891 schreiben: „Nur davon kann ich nicht abgehen, daß diese englische Inszenierung des Lebens mich mit einem unsagbaren Wohlbehagen erfüllt und mir die Brust weitet, wie wenn der Duft eines Resedabeetes zu mir ins Zimmer dringt. Ein Zustand, von dem ich bei Berliner Kanalluft weitab bin."

Das englische Erlebnis aber war im Grunde nur ein Vorwegnehmen dessen, was den Heimgekehrten in Deutschland erwarten sollte. Schon in den sechziger Jahren begann der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland einzusetzen, er wurde in den siebziger Jahren allgemein. Das Deutschland des Sehnens und Träumens, in dem Fontane aufgewachsen war, versank; ein Land mit sehr realem Machthunger und dementsprechender Einschätzung der Wirklichkeitswerte war an dessen Stelle getreten. Der Reichtum wuchs, er gebot. Die Lebensführung wurde großzügiger. Und wie einst vor der Tür des englischen Cottage, fand sich Fontane nunmehr, gealtert, vor der der Berliner Grunewaldvilla, und wenn nicht mehr als Waisenknabe, so doch als ein nicht recht Dazugehöriger. Wobei es wenig Unterschied ausmachte, ob an der Wohnungstür der Name eines reichen Mannes, eines märkischen Adligen, oder eines preußischen Geheimrats stand.

In England also setzte dieser Kampf um den Lebensstil bei Fontane ein, und er begann innerlich mit der Niederlage. Zunächst ertönten nur ohnmächtige Klagen, die bei dem Temperament dieses Briefschreibers zu nicht minder ohnmächtigen Anklagen wurden. Von der „popligen Unteroffizierswirtschaft der preußischen Verwaltung", von der sich Fontane abhängig sah, ist da die Rede, das Selbstgefühl bäumte sich auf, aber das war auch alles.

Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Fontanes Einnahmen in London wesentlich stiegen. Nicht ohne einige

Selbstpersiflage konnte ein Brief aus damaliger Zeit melden: „die Fontanes haben einen Groom"; mit ersichtlicher Andacht aber und liebenswürdigem Behagen durfte in demselben Brief die Einrichtung des fontaneschen Salons (Tapete mit doppelter, erst blumenverzierter, dann ponceaufarbener Umrahmung) geschildert werden. Um so härter traf Fontane der Rückschlag bei seiner Heimkehr nach Deutschland. Der Sturz des Ministeriums Manteuffel hatte ihn veranlaßt, auf seine Londoner Korrespondententätigkeit, die er im Dienste ebendieses Ministeriums ausgeübt hatte, zu verzichten, stellungslos, mußte er sich und den Seinen in Berlin zunächst wieder mit Stundengeben durchhelfen. Das Jahr 1859 mag eins der härtesten seines Lebens gewesen sein. Fand Fontane dann im Juni 1860 die Anstellung in der Redaktion der Kreuzzeitung, war damit ärgstem Kummer ein Riegel vorgeschoben — die Kümmernis blieb. „Aber sich durch ein mutiges, arbeit- und mühevolles Leben nichts als Sorge für das Alter errungen zu haben, ist doch, nach der Seite äußeren Erfolges hin, zu wenig." (1870.)

Auch war Fontane keineswegs gewillt, sich mit dem bißchen literarischen Ansehen, das er im Lauf der Jahre und mühsam genug gewonnen hatte, für das, was ihm das Leben an realen Werten schuldig geblieben war, abspeisen zu lassen. Im Gegenteil! Es war der forsche Zug in seiner Natur, daß er auch hier den großen Maßstab anlegte und, also messend, fand, daß er nichts, oder so gut wie nichts in Händen hatte. „Sich ewig mit dem Ruhm und Namen trösten zu wollen, ist lächerlich. Dazu müßten denn beide doch um einige Ellen höher sein. Ich habe mich redlich angestrengt und bin so fleißig gewesen wie wenige, aber es hat nicht Glück und Segen auf meiner Arbeit geruht." An einem Zufallswort von dem „berühmten Bruder, den keiner kennt", das ihm irgendwann einmal hinterbracht worden war, hat er sich in dieser Beziehung und sehr mit Absicht erzogen. Immer

wieder gibt er es sich selbst in die Zähne: „Dein berühmter Bruder, den keiner kennt."

Man muß es andererseits mit allem Nachdruck betonen: Fontane gehörte wahrlich nicht zu denen, die gewillt gewesen wären, ihre Seele um dreißig Silberlinge willen zu verkaufen. Und fand sich darin von seiner Frau unterstützt, und dankte ihr's. Er hatte den hellen Blick für den Fluch des Goldes, und immer kehrt in seiner Reisebeschreibung durch Frankreich „Aus den Tagen der Okkupation" der Abscheu vor dem Mammonismus, dem er das unglückliche Land verfallen wähnte, wieder. Und eben hier setzte seine Kritik an dem wirtschaftlich gehobenen, blühenden Deutschland ein. Er fand uns arm an Idealen. Er sah die Lebensansprüche gesteigert und doch das Ziel großzügiger Lebensführung nicht erreicht. Er erkannte uns auf der Station „Äußerlichkeit" steckengeblieben.

Das ist ja überhaupt das Herzgewinnende an dieser guten Persönlichkeit: der allzeit ungetrübte Blick. Ging es ihm in wirtschaftlicher Hinsicht armselig genug, so schrieb er dennoch: „Eine richtige Sparsamkeit vergißt nie, daß nicht immer gespart werden kann; wer immer sparen will, der ist verloren, auch moralisch."

In dem Kampf um den Lebensstil ist Fontane Resignation Führerin geworden. Daß sie ein Glück und beinahe eine Tugend, das hat er nie verkannt.

Aber die Resignation war ihm schwer gemacht, weil er sich da nichts vormachen konnte, und es ihn allzu augenfällig dünkte, daß zwischen Menschenglück und Putenbraten recht enge Beziehungen bestehen, und eine Flasche Markobrunner eine zwar kostspielige, aber heilkräftige Arznei wider allerlei Lebensunbilden ist. Es war ein weiter Weg, weiter für ihn, seiner ganzen Naturanlage nach, als für andere, bis zu der ihm vom Leben recht erpresserisch beigebrachten Erkenntnis: „Gott, was ist Glück! Eine Grießsuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist

schon viel." Wobei es das Peinlichste an solcher Erkenntnis sein mag, daß der Weg zu ihr nicht einmal zurückgelegt werden muß, sondern tagtäglich, und zwar in Stationen; vom ersten Blick in den auswahlarmen Kleiderschrank, zum dünnen Morgenkaffee, zum sehr bürgerlichen Mittagbrot, bis zu der Grießsuppe, die Schluß macht.

Surrogat war der zweifelhafte Ruhm gewiß nicht gewesen, an Surrogaten fehlte es trotzdem nicht. Gebrach's an Blumen auf dem Tischtuch, so entschädigte dafür ein Blick in ein Blumengeschäft auf dem abendlichen Spaziergang, und blieb als Letztes immer noch das Sargmagazin. Diese Surrogate sind das eigentlich Fontanesche.

Aus solchen Lebenserfahrungen heraus hat sich in Fontane der eigenartige, höchst leidenschaftliche Haß gegen den Bourgeois festgenistet. Der hatte, was ihm fehlte, und wußte doch nichts Rechtes damit anzufangen; schlug sich den Wanst voll, ohne zu irgendwelcher anmutigen Lebensführung zu gelangen. Fontane befand sich da etwa in der Rolle eines Mannes, der ein schönes Mädchen einen Kerl mit einem Klumpfuß seiner eigenen Wohlgewachsenheit vorziehen sieht; wobei das schöne Mädchen etwa die wirtschaftliche Kaufkraft versinnbildlichen würde. Über seinen Haß wider alles Bourgeoistum aber hat sich Fontane von Zeit zu Zeit selber gewundert und gemeint, daß es ihm ein eingeschworener Sozialdemokrat darin kaum zuvortun könne, — seinen Sinn für den Zauber wirklichen Reichtums hat er sich nicht trüben lassen. Mit den Vanderbilts und Goulds hat er es immer gehalten. Allem, was Stil besaß, hat er sich gebeugt.

In seinem Gedicht „Arm oder reich" hat er sich dahin entschieden, dem Spatzenflug der deutschen Reichen ziehe er das Armsein vor. Sein Interesse für Gold beginne erst bei dem Fürsten Demidoff. Man liest das Gedicht und fühlt, daß da etwas nicht stimmt. Aber gerade das Nichtstimmende (das arme, sich selbst betrügende Menschentum) ist das Herzgewinnende.

Der Weg der Resignation aber führte Fontane dahin: „Bleichröder gehört nach Tréport oder Biarritz, ich gehöre nach Seebad Rüdersdorf. Und wenn ich es an solchen Stellen nicht zu tief unter den märkisch-landesüblichen Ansprüchen finde, so bin ich zufrieden. Ich übe diese Sorte von Anspruchslosigkeit nicht aus Bescheidenheit, sondern aus künstlerischem Sinn, ganz so wie unsre kleine Schneiderwohnung für unser Mobiliar und unsern ganzen Lebenszuschnitt das einzig Richtige ist." Damit ist denn das Wesentliche ausgesprochen. Sein künstlerischer Sinn war es, der ihm im Kampf um den Lebensstil zum Siege verhalf.

Es war einmal ein Streit zwischen Storm und Fontane ausgebrochen, und das bekannte (in Storms Gedichten wiederkehrende) Stormsche Wort hatte den Anlaß dazu gegeben: daß ein Mann zu stolz sein müsse, in einem Hause zu verkehren, in dem man ihm die Tochter zur Frau zu geben verweigern würde. Fontane nannte das ein Wichtigkeitsgefühl und philiströs.

In Wirklichkeit ging hier nicht der Streit um gesellschaftliche Ansprüche und Formen, sondern: Storm nahm seinen Standpunkt ein, weil er niemandem das Recht, sich über ihn erhaben zu dünken, zubilligte; Fontane anerkannte dies Recht.

Man lese daraufhin Fontanes Gedicht „Lebenswege". Man kannte sich in der Jugend, war in einem Dichterverein zusammen, er selber ging seinen Weg, aus den Leutnants aber wurden Generale, aus den Studenten Minister, und so, gealtert, begegnet man sich wieder, und Exzellenz findet ein paar freundliche Worte, den Bekannten von einst zu begrüßen. Fontane ironisiert das; aber nach Seite der Schicksalsfügung hin; daß Exzellenz sich besseres zu sein dünkt als ein leidlich anerkannter Schriftsteller, findet er ganz in der Ordnung. Es entspricht seinem eigenen Gefühl.

Fontane beugte sich innerlich durchaus den „Tatsachen", und Adel, Reichtum, hohe Stellung im Staatsdienst waren

Tatsachen für ihn. Darin lebte er diese „Wirklichkeits"-Epoche Deutschlands, die mit 1870 anhob und mit 1918 hoffentlich abschloß, bis aufs Letzte mit. Sich beugen müssen, bedeutete aber in jedem Einzelfall erneuten Kampf für ihn, und sehr unwillig und gleichsam nur auf einen Spezialvertrag hin, entschloß sich Fontane zu dem erforderlichen Mindestmaß an Nachgiebigkeit, dem — Kompromiß.

Es gilt, die Härte dieser Kämpfe nachfühlen, denn in ihnen ist die immer erneute Kraft. Aus einem Kompromiß aber mit dem Leben ging diese Persönlichkeit hervor.

5

Ein Knabe, träumerisch und verspielt, aber auch mit befehlshaberischen Neigungen; ein junger Mann, sehr eitel und zugestandenermaßen (was immer eine Milderung bedeutet) egoistisch; ein starkes Temperament mit ausgeprägtem Hang zum Wohlleben, aber auch einem auffallend unsinnlichen Zug; ein Leichtsinniger mit schlafwandlerischer Sicherheit, doch auch wieder sehr auf Ordnung gestellt, — und demgegenüber der alte Fontane; diese gütige und humane Persönlichkeit, die es verlernt hat, nach Eigenbesitz und Eigengeltung zu fragen; die für jede Schwäche das verzeihende, für jeden Kraft- und Größenanspruch das abwehrende, immer aber gleich liebevolle Lächeln findet; ein schmerzlos Resignierter und ein friedevoll Abgeklärter —: so fremdartig scheinen sich diese Wesenheiten, die doch ein Lebensgang in sich vereinte, gegenüberzustehen, daß nichts Gemeinsames hervortritt, als eben nur das Naturhafte und das Temperament im jungen wie im alten.

Wo also diese Persönlichkeit in ihrer Entwicklung greifen?

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß diese ganz eigenartig zwischen Phantasiespiel und Wirklichkeitsernst gestellte Lebensführung, diese Ehe, die wie ein langer, erquickender, nun beschwerlicher, dann wieder stärkender Gang durch eine

Baumallee bei beständigem Wechsel derselben Lichter anmutet, das ihre dazu beigetragen haben, Fontane diese eigenartige Entwicklung finden zu lassen. Aber man sieht sich demgegenüber auf die dunkle Empfindung angewiesen, zu greifbaren Tatsachen (die doch fontanescher wären) gelangt man nicht.

Es ist freilich um jedes Persönlichkeitswerden ein Geheimnis, wie um jedes Wachstum, wie überall, wo Natur aus ihren Tiefen schafft.

Wichtig scheint, daß Fontane dies Gefühl der eigenen Erziehungsbedürftigkeit nie verlassen hat, daß er noch als alter Mann bekannte, gern bei Leuten in die Schule zu gehen, die seine Enkel sein könnten. Die Eitelkeit hat er sich selber ganz bewußt aberzogen; die Erfolglosigkeit, die ihn ein langes Leben hindurch treu begleitete, half ihm dabei. Man kann es in seinen Briefen verfolgen, wie er sich das Wort von dem berühmten Bruder, den keiner kennt, zu einem Menetekel machte. Scharfer Beobachter sich selbst gegenüber — „das Beobachten und Schlüsse ziehen ist, wie Du weißt, meine Wonne" — gewahrte er seine eigenen Fehler und faßte sie ins Auge. Und gerade diesen Weg der Selbstprüfung ging er weit über die übliche Strecke hinaus, bis ans Ende und dahin, wo das Selbstgefühl einer tiefen Skepsis allem Eigenen gegenüber gewichen ist. Nicht unmöglich, daß auch in solcher Skepsis noch ein Rest Eitelkeit vorhanden ist, dann aber ist sie nunmehr gleichsam mit ausgewechseltem Vorzeichen in die Lebensrechnung eingesetzt. Scharfer Beobachter anderen gegenüber, kritischer, wo er liebte, befreite er sich von allem Feierlichnehmen der Menschen, ihrer Taten, Geschicke. Damit war das Gleichgewicht wiederhergestellt. Auch Umgebung und Widerstände, Arbeit und Lohn, Streben und Erreichen waren in gleicher Weise auf die Minusseite hinübergerückt. Auf der Plusseite stand alles, was ihm von der Mutter her im Blute war, der Respekt und der Ordnungssinn, bis zu wohltätiger Pedanterie (ohne

die es überhaupt keine Künstlerlaufbahn, ja, die am allerwenigsten gibt). Dieser Ordnungssinn gewinnt bei ihm geradezu phantastisches Aussehen; hat Fontane doch bekannt, daß es ihm gegen den Strich gehe, wenn eine kleine Armee über eine große siege; der Preuße! Kraft seines Ordnungssinnes aber konnte Fontane ungefährdet in Tiefen der Skepsis hinabsteigen, die jedem anderen zum Verderb geworden wären. Und kraft seiner Güte! Die ist bei ihm durchaus naturhafter Zug. Was ihm selbst auf dem Wege, Persönlichkeit zu werden, am förderlichsten weiterhalf, war aber wohl seine künstlerische Feinfühligkeit; die ihn in jeder Lebenslage richtig werten ließ; mit der er Menschentum in allen Gruben aber auch auf allen Kothurnen herausempfand; und mit der er sein eigenes Leben gestaltete.

Zwischen jenen Charakteranlagen und dieser Persönlichkeit steht der Kampf; der täglich und mit vollem Kräfteeinsatz geführte. — Fontane hat seine Persönlichkeit aus seinen Wesenseigentümlichkeiten herausgemeißelt, wie der Künstler das Bildwerk aus dem Stein.

Nun weiß ich wohl, das Wort vom inneren Kampf auf ein Persönlichkeitswerden angewandt, ist nicht viel mehr als leerer Schall, weil Wachstum mehr ist als Wille. Aber das ist es auch nicht, worauf es hier ankommt. Sondern: daß sich das Gefühl geleisteten inneren Kampfes in uns und jedem, der dieser Persönlichkeit, sei es kritisch, sei es in Verehrung, naht, eindringlich festsetzt. Denn eben das gibt dem Persönlichkeitseindruck die Wucht.

Noch aber sagt das Wort vom Kampfe nicht das Letzte, ein weiteres kommt hinzu.

Einmal zur Persönlichkeit geworden, hat Theodor Fontane seine Persönlichkeit, mit der ihm eigenen Skepsis, aber auch mit dem Wohlgefallen des Künstlers am eigenen Werke, mehr oder weniger bewußt, selbst stilisiert. Er trug sich. Und fand dabei eine Helferin — durchaus nicht in seiner Frau; gerade beste Frauen müssen auf diesem heiklen Gebiet

versagen — wohl aber in seiner Tochter. Sie liebte ihn mit ungewöhnlicher Hingabe; sie bewunderte ihn (was seine Frau wohl nur mit Maßen tat); sie hatte den weiblichen Scharfblick, besser Instinkt, dafür, daß alles im Vater, auch sein Werk, mit seinen Persönlichkeitswerten stand und fiel. Und ließ es sich, noch dazu seelisch sehr verwandte Natur, angelegen sein, durch ihr geistreiches Spiel, zumal in Briefen, das Persönlichkeitswort aus ihm herauszulocken; es ihm unter Umständen zu soufflieren, wieder andere Male es durch Widerspruch hervorzurufen. Zu etwas wie einer Persönlichkeitsmuse wurde ihm die kluge Tochter und verhalf ihm so dazu, sich auch als der zu tragen, der er war.

Diese, im tiefsten Wesen liebenswürdige, Selbststilisierung der fontaneschen Persönlichkeit durfte nicht übersehen werden. Sie spricht mit. Sie trägt jenen Gran Übertreibung in sich, ohne die es einen Erfolg im öffentlichen Leben, aber auch in der Kunst, nicht gibt.

6

„Alles ist Gnade."

Dieser selbe Theodor Fontane, der sich in harter und täglicher Anstrengung seine Persönlichkeit meißelte, sie, bei gegebener Gelegenheit auch auf ein bescheidenes Piedestal zu stellen wußte, ist in tiefster Wesenheit davon durchdrungen, aus sich selber heraus nichts zu vermögen, am wenigsten über sich selbst. Einströmen muß es. „Du hast es, oder hast es nicht."

Dieser Zug erst vollendet das Persönlichkeitsbild.

Man entsinnt sich, wie und unter welchen Umständen das Wort von der Gnade Komtesse Armgard über die Lippen kam; wie sie zaghaft ihr Sein darin enthüllte, und es doch auf nichts anderes bezogen wissen wollte, als auf ein Anderen-dienen-Dürfen; wie sie sich aber auch bewußt war, mit Aussprechen so geheimer Empfindung über ihr Lebensschicksal entschieden zu haben. So gewinnt das Wort eigenen

Klang. Es steht für ein Selbstbekenntnis Theodor Fontanes. Es besitzt die Überzeugungskraft heimlich anvertrauten Geständnisses.

Auch fehlt es nicht an ähnlichen Aussprüchen aus seinem eigenen Munde. An seinen Sohn Theo hat er einmal geschrieben: „Nur auf das Niederknien kommt es an und auf das Glücklichsein", und an seine liebe Tochter Martha: „Gut und gut gibt Glück. Aber sicher hat man's nie, und um die Gnade der großen Rätselmacht, sie heiße nun Gott oder Schicksal, muß immer gebeten werden. Sicherheit ist Gefahr; wir sollen in einem Bangen bleiben und jedem neuen glücklichen Tag neuen Dank entgegenbringen." Und wieder hat er dies Abhängigkeitsgefühl, das doch ein Wesentliches aller Religiosität ist, betont: „Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden."

Damit steht man vor der Frage nach Fontanes religiösem Empfinden.

Man wird den Causeur über sein Verhältnis zu seinem Gotte verschlossen finden, und er wäre eben nicht er selbst, wär's anders. Aussprache darüber ist ihm beinahe immer schon „Verlobung". Aber seine Religiosität war so gewiß tief, als sie seine ganze Persönlichkeit durchdrungen hatte. Es war nichts Grüblerisches darin; sie lag wie Frieden über seinem Wesen. Eine Religiosität des wahrscheinlich nie Bittenden, aber immer Dankenden. Sie gipfelte, aufs Werktätige hin angesehen, in der Forderung, der er einmal in seinem Buch „Aus den Tagen der Okkupation" Ausdruck geliehen: das Diesseitige nach dem Jenseitigen zu gestalten; was bei ihm besagen will, die bleibenden Werte suchen. Des Jenseitstrostes bedurfte er nicht. Nachdem er in einem Brief an seine Tochter wieder einmal von diesem Gefühl des Durchdrungenseins von der Nichtigkeit alles

Irdischen gesprochen hatte, fuhr er fort: „Wer an ein Ewiges glaubt (das will hier besagen: ein Fortleben nach dem Tode), dem wird in diesem Zustande erst recht wohl, aber zu den so Beglückten darf ich mich nicht zählen."

Unnötig darauf zurückzukommen, daß die Schicksalsunbill, die ihn in Kriegsgefangenschaft warf und ihn für Tage und helle Stunden der Nacht dem Tode entgegensehen ließ, das religiöse Empfinden in ihm steigerte, oder doch zur Aussprache brachte. Hat später der andere Schicksalsschlag, der Tod des Sohnes, die hemmungslose Skepsis und zugleich jenes Durchdrungensein von der Nichtigkeit alles Irdischen in ihm wachgerufen, so wäre damit noch immer nicht gesagt, daß nicht auch sein religiöses Empfinden eben dadurch eine Aufpeitschung erfahren haben könnte. Sein eigenes Schweigen besagt da nichts; es sind in unser aller Empfinden die Gegensätze dauernd und unvermittelt nebeneinander.

In seinen Briefen aus der Kriegsgefangenschaft aber stehen (scheußliches Französisch) einmal die Worte, und sind in Hinblick auf die Ungewißheit seines eigenen Schicksals gesprochen: „Ne soyez pas trop triste. Tout que se fait, est par la volonté du Dieu." Und gleich im nächsten Briefe liest man: „Ich habe in diesen drei Wochen mehr französisch gelernt, als sonst in einem Jahr, aber die Anstrengung ist kolossal. Wo die Kräfte herkommen, weiß ich nicht. Alles Gnade Gottes."

Damit schließt sich der Ring. Ein Selbstschöpfer, der nicht das Geringste aus sich selbst zu vermögen bekannte. Und in solcher Empfindung gewinnt eine skeptische Persönlichkeit ethische Kraft.

Man kann von diesem Wanderer nicht Abschied nehmen, ohne der Gewißheit froh zu sein, ihm immer wieder und an mancher Stelle, wo man es am wenigsten erwarten würde, zu begegnen. Weil doch die Heimat eng und die nämliche ist. Auch ist es, als hätte man, seiner Persönlichkeit nahend,

zugleich erfahren, was Persönlichkeit als solche bedeutet, und daß sie immer nur im Naturhaften ist.

Wo Persönlichkeit, da ist auch beständiges Neuwerden der Welt, und das Erlebnis „Fontane" ist, so gewiß es ein Vergangenheitsgeschenk gewesen, ein Zukunftstrost.

Im September 1919.

Ernst Heilborn.

Der alte Fontane

Ein neuer Band von Briefen Theodor Fontanes ist erschienen, — etwas ganz Entzückendes. Wir haben nun die beiden Bände der Familienbriefe und zwei mit Briefen an seine Freunde. Sind noch mehr da? Man soll sie herausgeben! Und zwar meine ich namentlich solche Äußerungen, die aus späten Tagen stammen, Briefe des alten Fontane; denn die des mittleren und jungen sind im Vergleich damit unbeträchtlich. Scheint es nicht, daß er alt, sehr alt werden mußte, um ganz er selbst zu werden? Wie es geborene Jünglinge gibt, die sich früh erfüllen und nicht reifen, geschweige denn altern, ohne sich selbst zu überleben, so gibt es offenbar Naturen, denen das Greisenalter das einzig gemäße ist, klassische Greise, sozusagen, berufen, die idealen Vorzüge dieser Lebensstufe, als Milde, Güte, Gerechtigkeit, Humor und verschlagene Weisheit, kurz, jene höhere Wiederkehr kindlicher Ungebundenheit und Unschuld, der Menschheit aufs vollkommenste vor Augen zu führen. Zu diesen gehörte er; und es sieht aus, als habe er das gewußt und es eilig gehabt, alt zu werden, um recht lange alt zu sein. 1856, mit siebenunddreißig Jahren, schreibt er an seine Frau: „Daran, daß ich anfange, an Musik Gefallen zu finden, merk' ich deutlich, daß ich alt werde. Musik und die schönen Linien einer Statue fangen an, mir wohlzutun; die Sinne werden feiner, und die erste Regel des Genusses lautet: Nur keine Anstrengung! In der Jugend ist das alles anders." Dreiundzwanzig Jahre später schreibt er an seinen Verleger Hertz: „Ich fange erst an. Nichts liegt hinter mir, alles vor mir, ein Glück und ein Pech zugleich. Auch ein Pech. Denn es ist nichts Angenehmes, mit Neunundfünfzig als ein ‚ganz kleiner Doktor' dazustehen." Vierzig Jahre später gibt er sein Meisterwerk...

Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten Bande der Briefe an seine Freunde etwa neben der späten Profilaufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein bißchen fade Antlitz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbuschten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Porträts des achtzehnten Jahrhunderts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.

Dies Bild zeigt den Fontane der Werke und Briefe, den alten Briest, den alten Stechlin, es zeigt den unsterblichen Fontane. Der sterbliche, nach allem, was man hört, war mangelhafter und hat die Leute wohl oft enttäuscht. Er ist Siebenzig, als er zu seiner Tochter von der Kraft und Frische spricht, die zum Vergnügen viel mehr noch als zum Arbeiten gehöre, und gesteht, daß die Frage: „Was soll der Unsinn?" ganz und gar von ihm Besitz zu nehmen drohe. Aber er bildet sich wohl nur ein, daß er jener Art Frische je recht eigentlich teilhaft gewesen ist, und er hat wohl nur vergessen, daß der mißmutige Quietismus der „berühmten Frage" ihn mehr oder weniger zu allen Zeiten besessen hat. „Um sich hier zu amüsieren," schreibt er, siebenunddreißigjährig, aus Paris, „bedarf es gewisser guter und schlechter Eigenschaften, die ich beide nicht habe. Zunächst muß man Französisch können; und das ist eine große Tugend, die ich nicht habe. Außerdem muß man Libertin sein, Hazard spielen, Mädchen nachlaufen, Rendezvous verabreden, türkischen Tabak rauchen, das Billardqueue zu handhaben wissen und so weiter. Wer von alledem nichts hat und weiß, der ist ein verlorenes Subjekt und tut gut, seine Koffer zu packen, wenn er sich den Schwindel angesehen und seine Kunstvisiten im Louvre und in Versailles beendet hat." Das ist eine etwas grämliche Äußerung für einen Mann in der Blüte der Jahre,

der zum erstenmal Paris auf sich wirken läßt. Aber es ist die Äußerung einer geistig beladenen, von der Verpflichtung zur Produktion absorbierten Existenz, die sich zum Vergnügen notwendig übellaunig und widerwillig verhält; und es ist namentlich die Äußerung einer zwar dauerhaften und zu späten Meisterleistungen bestimmten, aber nervös gequälten Konstitution, für welche die Jugend kein angemessener Zustand war und die zur Harmonie eigentlich erst im Alter gelangen konnte, wo weder wir selbst noch die anderen „Frische" von uns verlangen, und wo die Frage: „Was soll der Unsinn?" zu einer natürlichen, menschlich erlaubten und darum sympathischen Grundstimmung wird.

Seine nervöse Verfassung muß eine gewisse Ähnlichkeit mit der Wagners gehabt haben, der freilich munter bis zur Albernheit sein konnte, in dessen langem, ergiebigem Schöpferleben das Gefühl des Wohlseins aber eine Ausnahme gewesen zu sein scheint; der, konstipiert, melancholisch, schlaflos, allgemein gepeinigt, sich mit dreißig Jahren in einem Zustand befindet, daß er sich oft niedersetzt, um eine Viertelstunde lang zu weinen; der vor der Beendung des „Tannhäuser" zu sterben fürchtet und mit fünfunddreißig Jahren sich für zu alt hält, um die Ausführung des Nibelungenplanes zu unternehmen; der fortwährend erschöpft, jeden Augenblick „fertig" ist, mit Vierzig „täglich an den Tod denkt" und mit fast Siebenzig den „Parsival" schreiben wird. Der Temperamentsunterschied ist groß, und bei Fontane ist alles kühler, gemäßigter. Aber seine Briefe geben Kunde von seiner raschen Erschöpfbarkeit, seiner inneren Gehetztheit; und offenbar hat er nicht geglaubt, es zu hohen Jahren zu bringen. Wenn er mit siebenunddreißig sich altern fühlt, so sieht er sich mit siebenundfünfzig am Ziel. Er hat „nun alles Irdische erreicht: geliebt, geheiratet, Nachkommenschaft erzielt, zwei Orden gekriegt und in den Brockhaus gekommen. Es fehlt nur noch zweierlei: Geheimer Rat und Tod. Des einen bin ich sicher, auf den anderen

verzicht' ich allenfalls." Zwei Jahre später hat er im Theater einen Ärger, „im Grunde genommen nur eine Bagatelle; und doch war mir eine Viertelstunde lang zu Mut, als müßt' ich auf dem Platze bleiben; das Herz schlug mir krankhaft, und um die Hüften herum hatt' ich einen heftigen Schmerz... Nervös war ich immer, aber doch nicht so. Und dann sag' ich mir wieder: Was will man denn noch? Das Leben liegt hinter einem, und die meisten Achtundfünfziger sind noch ganz anders ramponiert." Er ist ramponiert, das Leben liegt hinter ihm; und was er noch zu geben haben wird, sind lediglich achtzehn Bände, von denen bis zu „Effi Briest" hinauf einer immer besser ist als der andere.

In einem Brief aus den siebenziger Jahren sucht er während einer ehelichen Verstimmung seine nervöse Gereiztheit und Verdrießlichkeit seiner Frau gegenüber zu entschuldigen. „Wenn ich bei einer Arbeit nicht von der Stelle kann," schreibt er, „oder das Gefühl des Mißlungenen habe, so bedrückt das mein Gemüt, und aus bedrücktem Gemüt heraus kann ich nicht nett, quick, elastisch und liebenswürdig sein." Aber er hat wohl zu denen gehört, deren Lebensleistung ins Heldenmäßige wächst, weil sie nie von der Stelle zu kommen meinen; die das Vollkommene erreichen, weil sie ewig das Gefühl des Mißlungenen haben; und so liebenswürdig seine Briefe sind, so habe ich noch keinen getroffen, der ihn persönlich gekannt und ihn quick, elastisch und liebenswürdig gefunden hätte. Man erinnert sich seiner als eines „pimpligen" alten Herrn, dem von überströmender Schaffenslust nicht eben viel anzumerken war. Eine Dame, die seine Bekanntschaft in einem Badeort gemacht hatte, erzählte mir, daß er ihr auf die Frage, wie es heute mit seiner Arbeit gegangen sei, geantwortet habe: „Gott, schlecht. Ich habe da in der Laube gesessen, und anderthalb Stunden lang fiel mir nichts ein. Und als es gerade anfing, ein bißchen zu drippeln, da kamen ja die Kinder und machten Lärm; und da war es denn für heute vorbei." Die Dame äußerte sich

in abschätzigem Sinne über diese Art von Dichtertum. Wenn einer schon angeblich Talent habe, meinte sie, und die Schriftstellerei als Beruf betreibe, dann sei ein solches Geständnis doch einfach blamabel. Wahrscheinlich hätte der Alte ihr halbwegs zugestimmt; denn er war bescheiden, dachte würdig, aber nicht groß von sich; und obgleich er nach Jahrgang und Ausrüstung ein Mitglied des europäischen Heroengeschlechts war, zu welchem Bismarck, Moltke und Wilhelm der Erste, Helmholtz, Wagner, Menzel, Zola, Ibsen und Tolstoi gehörten, so war er doch ganz ohne die feierliche Wesensüberspannung, die Ewigkeitsoptik auf sich selbst, die Großmannssucht, welche das zarte Geschlecht von 1870 entnervt.

Das Wort „drippeln" findet sich schon in einem Brief aus den fünfziger Jahren: „Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andere, die sich selber anbeten, aber ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es drippelt nur so." Und wie hier, so ist überall seine Art, von sich selbst zu sprechen, ohne unsympathische Demut, aber still, schlicht bis zur Resignation und auf den Ton gestimmt, in dem, Dezember 1885, auf der Treppe von Sanssouci der gespenstische Alte am Krückstock sich über den Stand des deutschen Dichters verlauten ließ:

„Und sein Metier?"
„Schriftsteller, Majestät. Ich mache Verse!"
Der König lächelte: „Nun hör' Er, Herr,
Ich will's ihm glauben; keiner ist der Tor,
Sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen,
Dergleichen sagt nur, wer es sagen muß,
Der Spott ist sicher, zweifelhaft das andere.
Poète allemand! . . ."

Die Briefe sagen das irgendwo in Prosa: „Es ist immer dasselbe Lied: wer durchaus Schriftsteller werden muß, der werd' es; er wird schließlich in dem Gefühl, an der ihm einzig passenden Stelle zu stehen, auch seinen Trost, ja, sein Glück finden. Aber wer nicht ganz dafür geboren ist, der

bleibe davon." Das ist ein Stammbuchspruch für junge Leute, die kommen und wissen wollen, ob sie „Talent" haben, für all die vom Schlage des armen Wechsler, der Juli 93 begraben wurde und über den Fontane an Rodenberg schrieb: „Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich soviel anderes mit hinein: ‚Warum blieb der Schöps nicht hinter seinem Ladentisch?' und so weiter. Es klingt hart, besonders aus dem Munde eines, der selber hinter dem Ladentisch gestanden. Und doch hab' ich recht." Der so nüchtern Gesinnte muß, trotz dem „Drippeln", seines Berufes im Innern sehr sicher gewesen sein, da er den Ladentisch der Roseschen Apotheke verließ. Oder hat er's gemacht wie wir alle, die wir, auf Glück oder Untergang, ja, gleichgültig gegen beides, einst irgendeine Art Ladentisch verließen und uns dem Geist und dem Wort ergaben, wie junge Leute früher zum Kalbsfell schwuren, aus Indolenz, Leichtsinn und bürgerlicher Unmöglichkeit? Er wußte jedenfalls, daß, „auch als er schon etwas war, ja, auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête marschierte," sehr viele über ihn dachten und sprachen wie er über den armen Wechsler.

Sein Leben, sein glanzloses, bedrücktes Leben, ist in den Briefen beiläufig skizziert. „Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen, darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen,

Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin ... Daß ich das alles gleichgültig hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andererseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht sehr darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für Tatsächlichkeiten gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt: nach außen hin; in meinem Gemüte nicht." Und dann spricht er von den etablierten Mächten und Tatsächlichkeiten, die es in Preußen, wie überall, gibt und denen er sich unterwarf, auch als sie, sehr spät, ganz gegen das Ende, sich ihm gnädig zu zeigen begannen. Er wird Doktor, er bekommt einen Orden; und er findet: „Man kriegt die Orden für andere ... Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung ..., so bedeutete mir solche Auszeichnung so gut wie nichts. Angesichts der Tatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann etwas gilt, wenn man ‚staatlich approbiert' ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Wert: man wird respektvoller angeguckt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich ‚eingereiht' hat." Goethe hat sich gegen Eckermann ähnlich über Orden und Titel geäußert („sie halten manchen Stoß ab"), und es steckt in diesem schlichten Räsonnement viel deutsche Denkart, viel bismärckischer Realismus und kantische Unterscheidung von reiner und praktischer Vernunft. In seinem Gemüt wußte er sich nicht nur unabhängig von den „etablierten Mächten", sondern hielt es für töricht, mit der Menschheit überhaupt, mit Beifall, Zustimmung, Ehren zu rechnen, als ob damit etwas getan wäre. „Wir müssen," sagt er, „vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Nichtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem Betätigen unser selbst finden"; und was etwa noch den Reichtum betrifft, so ging

seine Geringschätzung dieses Glücksmittels gelegentlich bis zum Mitleid. „Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen: je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet." Immerhin: sein Verhältnis zum Reichtum großen Stils war Neidlosigkeit, nicht Verachtung, und wenn er für seine Person wohl dem Satze Silvio Pellicos zustimmte, daß jene Lage, die zwischen arm und reich in der Mitte liegt und also die Kenntnis beider Zustände leichter macht, am geeignetsten ist, das Gemüt der Menschen zu bilden, so nötigte doch sein Dichtersinn für Größe ihm, ähnlich wie es bei Heine den Rothschilds gegenüber der Fall war, für großartigen Reichtum ästhetische Bewunderung ab. „Wirklicher Reichtum," schreibt er an seine Tochter, „imponiert mir oder erfreut mich wenigstens, seine Erscheinungsformen sind mir im höchsten Maße sympathisch, und ich lebe gern inmitten von Menschen, die fünftausend Grubenarbeiter beschäftigen, Fabrikstädte gründen und Expeditionen aussenden zur Kolonisierung von Afrika. Große Schiffsreeder, die Flotten bemannen, Tunnel- und Kanalbauer, die Weltteile verbinden, Zeitungsfürsten und Eisenbahnkönige sind meiner Huldigungen sicher. Ich will nichts von ihnen, aber sie schaffen und wirken zu sehen, tut mir wohl; alles Große hat von Jugend auf einen Zauber für mich gehabt, ich unterwerfe mich neidlos." Was er verachtete, war die bourgeoise „Sechserwirtschaft", die sich besser dünkte als seine Armut. „Ein Stück Brot," sagte er, „ist nie Sechserwirtschaft, ein Stück Brot ist ein Höchstes, ist Leben und Poesie. Ein Gänsebratendiner aber mit Zeltinger und

Baiser-Torte, wenn die Wirtin dabei strahlt und sich einbildet, mich der Alltäglichkeit meines Daseins auf zwei Stunden entrissen zu haben, ist sechserhaft in sich und doppelt durch die Gesinnung, die es begleitet." Man hat ihn einen Philister gescholten; und er selbst hat sich gelegentlich so genannt. Aber er war durchdrungen von der Trivialität alles Mittleren und sah in der Armut, wenn nicht die Bedingung, so doch eine Begünstigung ungebunden schauender Künstlerfreiheit. „Blick' ich zurück," schreibt er 1883 aus Norderney, „so hat mein Leben hier viel Ähnlichkeit mit dem, das ich vor einunddreißig Jahren in London führte. Bewundernd ging ich vom Hyde-Park nach Regents-Park, entzückt stand ich auf Richmond-Hill und sah den may-tree blühen; die Luft, die ich atmete, die Reichtumsbilder, die ich sah, alles tat mir wohl, aber ich ging doch wie ein Fremder oder als ein nicht zu voller und ganzer Teilnahme Berechtigter durch all die Herrlichkeiten hin. Immer bloß Zaungast. Und so ist es hier wieder. Zum Glück balanciert der Himmel alles, und die Blinden sehen mit ihren Fingerspitzen. Die Dinge beobachten, gilt mir beinah mehr, als sie besitzen, und so hat man schließlich seinen Glück- und Freudeertrag wie anscheinend Bevorzugtere."

Dennoch: wie obsolet, wie altfränkisch mutet dies äußerlich kleinbürgerliche und enge Leben in seiner pauveren Loyalität uns Heutige an! Die Zeiten haben sich gewandelt, die Mächte der Gesittung, die man die „destruktiven" nennt, sind in so siegreichem Vormarsch gegen die „etablierten", die Rangstellung der Kunst, die Geltung des Geistes haben sich in dem Grade erhöht, daß eine Unterwürfigkeit wie die Fontanes uns fast kümmerlich dünkt. Was sind uns Orden und Titel? Wer wünscht sie sich, um respektvoller angeguckt zu werden? Das soziale Befinden des Geistesmenschen, des nicht „Eingereihten", hat sich in sichtbarster Weise gebessert. „Keiner ist der Tor, sich dieses Zeichens ohne Not zu rühmen?" In München ward kürzlich ein Hochstapler

gefangen, der sich ins Fremdenbuch eines noblen Hotels als „Schriftsteller" eingetragen hatte. Wir können nicht mehr verlangen ...

Aber Fontanes Bescheidenheit wurzelte tiefer als im Sozialen, sie war ein Ergebnis jener letzten Künstlerskepsis, die sich gegen Kunst und Künstlertum selber richtet und von der man sagen kann, daß alle Künstleranständigkeit in ihr beruht. Es ist sehr erheiternd, aber doch nicht ohne einen Anflug von Koketterie, wenn er an seinem siebenzigsten Geburtstag die Leute sagen läßt: „Und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studiert," — oder wenn er sich weigert, zur Einweihung des Goethe- und Schillerarchivs nach Weimar zu kommen, weil er dort allzusehr Gefahr laufe, mit einem lateinischen „oder selbst griechischen" Zitat wie mit du auf du angeredet zu werden, wobei er immer das Gefühl habe: „Erde, tu' dich auf!" Aber es kommt aus seiner Tiefe, wenn er, mit neunundsiebenzig Jahren, an einen Kritiker schreibt: „Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich Anderen zu Leibe rücke, mir selbst aber auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhaftes anzusehen: ‚Thou comest in such a questionable shape.'" Es hing mit seinem Bürgersinn für Zucht und Ordnung zusammen, mehr aber noch mit jenem redlichen Rationalismus, von dem die Feierlichen, die Priester und Schwindler unter den Künstlern nichts wissen wollen, wenn er die Fragwürdigkeit des Typus Künstler, dieser Kreuzung aus Luzifer und Clown, wie außer ihm vielleicht nur noch Einer empfand. Man beachte die ungeduldige Vehemenz des Ausdrucks in folgender Kritik der Romanfiguren Spielhagens: „Immer die Vorstellung, daß ein Dichter, ein Maler oder überhaupt ein Künstler etwas Besonderes sei, während die ganze

Gesellschaft (und so war es immer) auf der niedrigsten Stufe steht, so niedrig, daß die meisten übergelegt werden müßten. Von dieser Regel gibt es nur sehr wenig Ausnahmen, Scott zum Beispiel; aber Byron ist schon wieder entsetzlich. Man muß den Künstlern gegenüber, wenn es wirkliche Künstler sind, Verzeihung üben und Fünfe gerade sein lassen, aber ihre Mischung von Blödsinn, Sittenfrechheit und Arroganz auch noch zu feiern, ist mir widerwärtig. Schon die bloßen Redensarten, ‚meine Kunst ist mir heilig' (namentlich bei Schauspielerinnen) bringen mich um." Magda Schwarze war damals wohl noch auf dem Konservatorium. Aber klingt die Äußerung nicht genau wie ein Zitat aus der „Fröhlichen Wissenschaft"? Und zu demselben Gedankenkreis gehören die Rubek-Betrachtungen des Sechzigers über den Gegensatz von Kunst und Leben und den Vorrang, die Überlegenheit des ungenialen und liebenswürdigen Lebens. „Ach," schreibt er, „wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die anderen aus der Familie Don Juan und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zugunsten lyrischer Dichtung und zuungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben." Und als man ihn nicht versteht, sucht er sich zu erklären: „Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflierend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen,

denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht' ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war alles."

So ist es in der Ordnung. Das Recht auf Ironisierung des Geistes und der „Literatur" (eine Manier heutzutage, mit welcher von Unbefugten ein widerwärtiger Mißbrauch getrieben wird) will erst erworben sein durch große Leistungen; Künstlerskepsis gegen Kunst und Künstlertum wird ehrenhaft erst, wenn sie mit jener künstlerischen Frömmigkeit, jenem Kunstfleiß verbunden ist, den Fontane, ein echter Nordmensch hierin, beinahe mit dem Genie identifizierte. „Gaben", lautet ein Distichon an Adolf Menzel:

„Gaben, wer hätte sie nicht, — Talente, Spielzeug für Kinder!
Nur der Ernst macht den Mann, nur der Fleiß das Genie."

Und dem entspricht die Briefstelle: „Es gibt heutzutage keine bloßen ‚Talente' mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas anderes als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazierengegangen als der letztere, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerade in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort."

Bildung, Einsicht, Geschmack und Fleiß: man sieht, dieser Nördliche, der vom Märker doch wohl noch mehr hatte als vom Gaskogner, war nicht auf den Rausch, sondern auf Erkenntnis gestellt, auf jenes Wissen ums Ideal, das übrigens den großen Epochen der Dichtkunst eigentümlich ist. Er

zitiert Goethe: „Die Produktion eines anständigen Dichters und Schriftstellers entspricht allemal dem Maß seiner Erkenntnis." Und er fügt hinzu: „Furchtbar richtig. Man kann auch ohne Kritik mal was Gutes schreiben, ja, vielleicht etwas so Gutes, wie man später mit Kritik nie wieder zustande bringt. Das alles soll nicht bestritten werden. Aber das sind dann die ‚Geschenke der Götter', die, weil es Göttergeschenke sind, sehr selten kommen. Einmal im Jahr; und das Jahr hat 365 Tage. Für die verbleibenden 364 entscheidet die Kritik, das Maß der Erkenntnis. In poetischen Dingen hab' ich die Erkenntnis dreißig Jahre früher gehabt als in der Prosa; daher lese ich meine Gedichte mit Vergnügen oder doch ohne Verlegenheit, während meine Prosa aus derselben Zeit mich beständig geniert und erröten macht." „Meine ganze Produktion", gesteht er ein andermal, „ist Psychographie und Kritik, Dunkelschöpfung im Lichte zurechtgerückt. Ein Zufall hat es so gefügt, daß ich diese ganze Novelle mit halber und viertel Kraft geschrieben habe. Dennoch wird ihr das schließlich niemand ansehen." Dergleichen Bemerkungen und Bekenntnisse über das eigene Schaffen sind überall in den Briefen zu finden. Sie regen an durch ihre Echtheit, ihre unmittelbare Erlebtheit und gewähren Einblick in die Werkstatt eines geistreichen und leidenschaftlichen Künstlers.

Er spricht da etwa von den kleinen Hilfen und Stützen bei der Produktion, die den Künstler darüber hinwegtäuschen müssen, daß eigentlich alles dem Nichts und der eigenen Brust abzugewinnen ist: „Man braucht das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt, und aus diesem Bewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: ‚Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben.' Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Szene." Oder er spricht, gelegentlich der nicht verbrannten Briefe, die Effi verraten, vom Trivialen und Gesuchten, wobei er das Triviale mit

Stil

Entschiedenheit für das kleinere Übel erklärt. Oder er verwahrt sich auf die lebhafteste und lehrreichste Art gegen stilistische Korrekturen, die ein Redakteur an dem Manuskript von „Ellernklipp" vornehmen zu müssen geglaubt hatte. „Ich opfere Ihnen," so schreibt er, „meine ‚Punktums', aber meine ‚Unds', wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also: ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwingt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind, und dann wieder andere, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den ‚Unds'. Wollt' ich alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, desto mehr ‚und'. ‚Und' ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren." Die populäre Eindringlichkeit dieser Belehrung, „in Anbequemung und Rücksicht," ist sehr erheiternd. Der Stil der Sache, das den Gegenstand-reden-Lassen war aber eine von Fontanes artistischen Lieblingsideen, und in seiner ausgezeichneten Keller-Kritik kommt er in anspruchsvollerer Weise darauf zurück. Keller, sagt er, sei im Grunde ein Märchenerzähler: er erzähle nicht aus einem bestimmten Jahrhundert, kaum aus einem bestimmten Lande, gewiß nicht aus ständisch gegliederten und deshalb sprachlich verschiedenen Verhältnissen heraus, sondern habe für seine Darstellung eine im wesentlichen

sich gleich bleibende Märchensprache, an der alte und neue Zeit, vornehm und gering gleichmäßig partizipieren. Alles Historische, meint er, komme zu kurz, auch in Geschichten, die sich, wie „Dietegen", keineswegs als Märchen, sondern als historische Sitten- und Zustandsbilder geben. Und der Grund? Es sei der, daß dem Schweizer, all seiner Gaben, all seines Humors und Künstlertums ungeachtet, eins fehle: Stil. Freilich, was sei Stil? „Versteht man darunter," sagt Fontane, „die sogenannte charakteristische Schreibweise, deren Anerkenntnis in dem Buffonschen ‚le style c'est l'homme' gipfelt, so hat Keller nicht nur Stil, sondern auch mehr davon als irgendwer. Aber diese Bedeutung von ‚Stil' ist antiquiert, und an ihre Stelle ist etwa die folgende, mir richtiger erscheinende Definition getreten: ‚Ein Werk ist um so stilvoller, je objektiver es ist, das heißt: je mehr nur der Gegenstand selbst spricht, je freier es ist von zufälligen oder wohl gar der darzustellenden Idee widersprechenden Eigenschaften und Angewöhnungen des Künstlers.' Ist dies richtig (und ich halt' es für richtig), so läßt sich bei Keller eher von Stilabwesenheit als von Stil sprechen. Er gibt eben all und jedem einen ganz bestimmten, allerpersönlichsten Ton, der mal paßt und mal nicht paßt, je nachdem. Paßt er, so werden, ich wiederhol' es, allergrößte Wirkungen geboren, paßt er aber nicht, so haben wir Dissonanzen, die sich gelegentlich bis zu schreienden steigern. Er kennt kein suum cuique, verstößt vielmehr beständig gegen den Satz: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.' Erbarmungslos überliefert er die ganze Gotteswelt seinem Keller-Ton."

Sonderbar! Es ist Fontane persönlich, der hier spricht; aber man überlese etwa die fünf letzten dieser Fontanesätze noch einmal auf ihren Ton und Rhythmus hin (es ist hier nicht vom Inhalt die Rede) und man frage sich, ob man ihnen, so persönlich Fontanisch sie sind, nicht sehr wohl in einem Fontaneschen Romandialog begegnen könnte.

Plaudern nicht Rex und Czako so mit ihrem Freunde Stechlin, wobei man gern die Frage dahinstellt, ob preußische Leutnants je so anmutigen Geistes gewesen sind? Die Wahrheit zu sagen, so trifft der Einwand, den Fontane gegen Keller erhebt, wenn es ein Einwand ist, ihn selber nicht weniger oder kaum weniger als diesen. Auch er hat die ganze Gotteswelt seinem Fontane-Ton überliefert; und wer möchte es anders wünschen? Der Einwand ist kein Einwand, und Fontanes naturalistisch beeinflußte Stiltheorie ist nicht auf der Höhe seiner Praxis. Zwar trägt jeder Stoff seinen Stil in sich, und der Manierist taugt so wenig wie der Glattschreiber. Aber jene stilistische Mimikry, die einen Schriftsteller befähigt, jede Wendung seines Vortrags mit der Atmosphäre der Welt zu erfüllen, die er darstellt, schließt die Einheit und geprägte Eigenart der stilistischen Persönlichkeit keineswegs aus. Richard Wagner hat, wie jeder Künstler, der diesen Namen verdient, nie zweimal dasselbe gemacht und ist in jedem seiner Werke stilistisch vollkommen ein anderer. Das hindert nicht, daß er an einer einzigen Zeile, einem einzigen Takt aus irgendeinem seiner Werke als ganz er selbst zu erkennen ist. Die Sache ist die, daß der Künstler zwar nicht selber redet, sondern die Dinge reden läßt, daß er sie aber auf seine persönliche Art reden läßt. Und nochmals: wer möchte wünschen, daß Fontane es anders gehalten hätte?

Es ist etwas unbedingt Zauberhaftes um seinen Stil und namentlich um den seiner alten Tage, wie er uns in den Briefen der achtziger und neunziger Jahre wieder entgegentritt. Mir persönlich wenigstens sei das Bekenntnis erlaubt, daß kein Schriftsteller der Vergangenheit oder Gegenwart mir die Sympathie und Dankbarkeit, dies unmittelbare und instinktmäßige Entzücken, diese unmittelbare Erheiterung, Erwärmung, Befriedigung erweckt, die ich bei jedem Vers, jeder Briefzeile, jedem Dialogfetzchen von ihm empfinde. Diese bei aller behaglichen Breite so leichte, so lichte Prosa

hat mit ihrer heimlichen Neigung zum Balladesken, ihren zugleich mundgerechten und versmäßigen Abbreviaturen etwas bequem Gehobenes, sie besitzt, bei scheinbarer Lässigkeit, eine Haltung und Behältlichkeit, eine innere Form, wie sie wohl nur nach langer poetischer Übung denkbar ist, sie steht in der Tat der Poesie viel näher, als ihre unfeierliche Anspruchslosigkeit wahrhaben möchte, sie hat poetisches Gewissen, poetische Bedürfnisse, sie ist angesichts der Poesie geschrieben, und wie seine Greisenverse, die doch so konzentriert und vollkommen sind, daß man sie sofort auswendig weiß, stilistisch seiner Prosa immer näherkommen, so ist es das Merkwürdige, daß seine Prosa sich in demselben Maße sublimiert, in welchem sie (Erlaubnis für das Wort!) verbummelt. Man hat ihn oft einen „Causeur" genannt, und er selbst hat es getan. Jedoch die Wahrheit ist, daß er ein Sänger war, auch wenn er zu klönen schien, und sein Causeurtum, das nach „Effi Briest" in einer dichterisch wohl eigentlich bedenklichen Weise überhandnahm, besteht in einer Verflüchtigung des Stofflichen, die bis zu dem Grade geht, daß schließlich fast nichts als ein artistisches Spiel von Ton und Geist übrigbleibt. War das Verfall? Er selbst scheint es dafür gehalten zu haben. „Das Buch," schreibt er über „Poggenpuhls", „ist kein Roman und hat keinen Inhalt. Das ‚Wie' muß für das ‚Was' eintreten, — mir kann nichts Lieberes gesagt werden. Natürlich darf eine Literatur nicht auf dem Geschmack ganz, ganz alter Herren aufgebaut werden. Aber so nebenher geht es." Eine Auffassung, die ihm wohl ansteht, nicht ebensowohl aber uns anderen ziemen würde. Wenn unsere erzählende Literatur etwas mehr von diesem Geschmack eines ganz, ganz alten Herren beeinflußt worden wäre, so hätten wir heute im deutschen Roman mehr Kunst und weniger Philisterei. Und das Bemerkenswerte ist, daß dieser Vergreisungs- und Auflösungsprozeß den Plan der „Likedeeler" zeitigt.

„Ich will einen neuen Roman schreiben," heißt es

am 16. März 1895, „(ob er fertig wird, ist gleichgültig), einen ganz famosen Roman, der von allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, obschon manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik ‚Ekkehart' oder ‚Ahnen' zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den ‚Hosen des Herrn von Bredow' käme diese Mischung am nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die ‚Hosen', wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragödie gedacht ist. Er heißt ‚Die Likedeeler' (Likedealer, Gleichteiler, damalige, denn es spielt Anno 1400, Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh' es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben ..." Und dann fragt er nach Schriften, nach Büchern und erklärt seinen Mut selbst zu Archivalischem ...

Wären die „Likedeeler" geschrieben geworden, so besäßen wir heute den historischen Roman von höchstem poetischen Rang, den Frankreich in „Salambô", Belgien im „Ulenspiegel" besitzt. Es sollte nicht sein. War die Zeit noch nicht erfüllt? Mehrmals, bis in den Juli, ist noch von dem Plane, den Studien die Rede. Dann breitet sich Schweigen darüber.

Dies lautlose Versinken einer so neuen und hohen, so klar erschauten Aufgabe, dies stille Absterben einer begeisternden, Unsterblichkeit verheißenden Konzeption gibt zu denken.

Müdigkeit allein ist kein Grund zu solchem Verzicht. Es war ihm ja gleichgültig, ob er fertig wurde. Besorgte er, mit diesem Unternehmen die Beschränkung zu durchbrechen, deren nach seiner Einsicht die Menschennatur, und seine Natur im besonderen, bedurfte, um das Vollmaß ihrer Kraft zur Erscheinung zu bringen? „Wir bedürfen eines kleinen Kreises, um groß zu sein." „Wer sich überschätzt, ist klein." „Mir würde der Weitsprung nicht gelingen." Ruhig und mit Fontanischer Skepsis gesehen: der Likedeeler-Plan war ein Plan des Ehrgeizes, der als solcher erkannt und verworfen wurde. Fontane war lange in der Beschränkung groß, im Bürgerlichen sublim, war lange als Romanschreiber ein heimlicher Sänger gewesen. Ein paar späte Monate träumte er davon, zu scheinen, was er immer gewesen war. Dann schämte er sich wohl seiner Hoffart, fand es wohl gar ridikül, auf einmal die alten Knochen zum Weitsprung zusammenzuraffen, und entsagte schweigend einem Werk, das für ihn etwas weniger Neues und Abweichendes bedeutete, als er anfangs geglaubt hatte. Der Fall ist typischer, als er das Ansehen hat. Anlagen und Bedürfnisse vornehmer Natur, die lange unscheinbaren und bürgerlichen Gegenständen zugute kamen, sie innerlich edel machten und für den Kenner weit über ihre Sphäre erhöhten, sollen schließlich, angewandt auf einen „würdigen" Stoff, auch blöden Augen sich in ihrem Adel offenbaren. Aber es fehlt der Reiz des Gegensatzes, der gewohnte Zauber der Heimlichkeit fehlt; und ein Werk kommt nicht zustande, das eine Konsequenz sein sollte und das sich in höherem Sinne als überflüssig erweist.

Vielleicht war es gar der Ärger, der die phantastische Prosaballade der Likedeeler konzipierte, der Ärger über das grobe Unverständnis, dem seine Natur bis ans Ende ausgesetzt blieb. „Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt

und bildet meine eigenste südfranzösische Natur. Und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O du himmlischer Vater!" War Fontane ein Romantiker? Sein Besuch in Bayreuth, 1889, mißlingt vollkommen. Nur aus physischen Gründen: gegen Ende der „Ouvertüre" wird ihm schlecht und er gibt Fersengeld. Aber man darf glauben, daß ihm nicht schlecht geworden wäre, wenn der „Parsifal" ihm etwas zu sagen gehabt hätte, und die amüsante Art, in der er von der „Strapaze" erzählt, macht deutlich, daß Tempelkunst und heiliges Theater sein Fall nicht war. War er ein Romantiker? Im deutschen Sinne gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano de Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. Auch schauerliche Motive, auch Tower und Richtblock, als Sühne für heiße Verfehlungen, kommen darin vor. Aber ihr Grundwesen ist Rationalismus, ist heiterer Geist und freie Sinnlichkeit, und was vollkommen fehlt, ist das ahndevoll Musikalische, das brünstig Metaphysische, die trübe Tiefe. Was fehlt, ist ferner, bei aller Lust am Historischen, der reaktionäre Zug, der Haß gegen „diese Zeit". Eine tapfere Modernität zeichnete Theodor Fontane aus, wie heute etwa Richard Dehmel sie vertritt.

Es gehört zu den Widersprüchen dieses ungebundenen und auf nichts eingeschworenen Geistes, der alle Dinge in seinem Leben von mindestens zwei Seiten gesehen hat, wenn er sich eines Tages mit erstaunlicher Entschiedenheit gegen das preußische Deutschland erklärt und Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar die Plätze nennt, daran man sich erfreuen könne. Bezeichnender für ihn ist sicher die Briefstelle, wo er von dem berlinischen, residenzlichen, großstädtischen Publikum spricht, das ihm wichtiger und sympathischer sei als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen; oder die andere, wo von Sittlichkeit die Rede ist und, wie bei Nietzsche „Wartburg" und „höhere

Tochter", der „kleine sächsisch-thüringische Stil" und seine moralische Krähwinkelei verspottet wird.

Damals ist er siebenzig, und er wird immer jünger. Die „Revolution der Literatur" findet ihn auf der Höhe, und er dichtet den heiteren Spruch von den Alten, deren larmoyanten Unentbehrlichkeitsdünkel er nicht versteht, und von den Jungen, die den Tag und die Stunde haben, die die Szene beherrschen und die nun „dran" sind. Um das Jahr 80 fallen, wie es sich gehört, auffässige Bemerkungen gegen die Klassiker. „Denn wir nehmen unsern Klassikern gegenüber eine höchst befangene Stellung ein, wenn auch nur darin, daß wir auch aus dem Langweiligen und Mittelmäßigen durchaus etwas machen wollen und literarisch ebensogut ‚Idolatrie' treiben wie politisch." Selbst gegen Schiller, der doch bis dahin „Nummer Eins" war, kann man ihn einen Augenblick in Ausfallstellung sehen. Der Halbfremde erkennt das Schillertum als etwas Halbfremdes im Vergleich mit dem nationalen und volkstümlichen Geist Bürgers. Das Epigonentum gar, alles, „was zwischen Dreißig und Siebenzig geschrieben wurde", „ist mausetot". „Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf." Und während freilich die kleinen Schreier und Tumultuanten ihm verdrießlich sind, begrüßt der Fünfundsiebenzigjährige Hauptmanns „Weber" als „vorzüglich", „epochemachend", „ein Prachtstück der deutschen Literatur".

Unter seinen Bemerkungen über große moderne Erscheinungen ist wundervoll Fontanisch die über Strindberg. Mehr als ein Instinkt in ihm, sein Sinn für Diskretion, Takt, Sauberkeit, Liebenswürdigkeit und bürgerlichen Anstand, mußte gegen dies unsympathische Genie revoltieren wie gegen den unseligen Stauffer, von dem er sagt: „Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das Genietum so was fordert, so bin ich für Leineweber." Die „Beichte eines Toren" entlockt ihm zunächst den Satz: „Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein

Schofelinski." Allein sofort fügt er hinzu: „Es bleibt aber andrerseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Teil von Gesindel, Va banque-Spielern oder Verrückten aus; und was wären wir ohne Revolutionen!" Man höre den Philister, den stocksteifen Ordnungsmann! Er fragt rhetorisch, was wir ohne Revolutionen wären! Und das ist nicht nur eine Laune. Am Stoff der Likedeeler reizt ihn „die sozialdemokratische Modernität". An seinen englischen Freund James Morris schreibt der Mann der märkischen Gedichte, der märkischen Geschichte wörtlich: „Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stande an. Man würde das sagen, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege." Das stammt aus dem Jahr 96. Achtzehn Jahre früher hatte er an seine Frau geschrieben: „Massen sind immer nur durch Furcht oder Religion, durch weltliches oder kirchliches Regiment in Ordnung gehalten worden, und der Versuch, es ohne diese großen Weltprofosse leisten zu wollen, ist als gescheitert anzusehen. Man dachte, in ‚Bildung' den Ersatz gefunden zu haben, und glorifizierte den ‚Schulzwang' und die ‚Militärpflicht'. Jetzt haben wir den Salat. In beiden hat sich der Staat, ja, mehr denn das, die ‚Gesellschaft', eine Rute aufgebunden: der Schulzwang hat alle Welt lesen gelehrt und mit dem Halbbildungsdünkel den letzten Rest von Autorität begraben; die Militärpflicht hat jeden schießen gelehrt und die wüste Masse zu Arbeiterbataillonen organisiert."

Diese Einsicht, heute zum Gemeinplatz geworden, war das Erlebnis der siebenziger Jahre, und die Briefstelle erinnert, wie manche andere, an Nietzsche, der höhnisch fragte: „Mit einem Worte: was will man? Will man Sklaven, so ist man ein Narr, wenn man sich Herren erzieht." Zwischen dieser Anschauungsweise und dem unbedingten Enthusiasmus des alten Fontane für den „vierten Stand" liegt gewiß eine Entwicklung, liegt das Bewußtwerden seiner Modernität, sein wundervolles Hineinwachsen in Jugend und Zukunft. Aber ebenso gewiß ist, daß er der Mann war, in dem beide Anschauungen, die konservative und die revolutionäre, nebeneinander bestehen konnten; denn seine politische Psyche war künstlerisch kompliziert, war in einem sublimen Sinn unzuverlässig; und ganz im Grunde hat er sich kaum gewundert, daß an seinem „Fünfundsiebenzigsten" nicht die Stechow, Bredow und Rochow, sondern der andere, der seelisch fragwürdige, der „fast schon prähistorische" Adel zu ihm kam.

Diese Kompliziertheit war mehr als der „mangelnde Sinn für Feierlichkeit" (der aber vielleicht dasselbe ist) daran schuld, daß Fontane „es nicht weit brachte", daß der Dichter des Alten Derfflinger, des Alten Dessauer, des Alten Zieten und der Berliner Einzugscarmina nicht offiziell, nicht Adlerritter und Hofgänger werden konnte, wie Adolf Menzel. Unstreitig fällt beim bildenden Künstler, beim hohen Handwerker das Geistige und Problematische mehr als beim Schriftsteller mit dem Technischen zusammen; nichts hindert in seinem Falle die Herrschenden, das Stoffliche für die Gesinnung zu nehmen, und nichts hindert ihn, den geistig Stummen, Harmlosen und Unverantwortlichen, sich ihre Ordensmäntel und Adelstitel mit guter Miene gefallen zu lassen. Ein großer Maler kann offiziell werden, ein großer Schriftsteller niemals. Denn alles, worin der Rang, Reiz und Wert seiner Persönlichkeit beruht, die geistige Nuance, die artikulierte Problematik, die verantwortungsvolle

Ungebundenheit, muß ihn in den Augen der Herrschenden als gesinnungsuntüchtig und verdächtig erscheinen lassen. Vom amtlichen Preußen ist nicht zu verlangen, daß es den patriotischen Sänger für voll nimmt, der eines Tages den Borussismus für die niedrigste aller je dagewesenen Kulturformen erklärt.

Verantwortungsvolle Ungebundenheit: vielleicht hätte er sich das Wort zur Bezeichnung seines politischen Verhältnisses gefallen lassen. Im Jahre 87 soll er wählen. „Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen ‚Eilenden' an die Wahlurne zitieren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so kompliziert, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann." Im Jahre 90 ist er frivoler: „Und nun breche ich auf, um nach vielen, vielen Jahren zum ersten Male wieder einen Stimmzettel in die Urne zu tun; welchen? Ich habe es in meiner Verlegenheit durch Knöpfeabzählen festgestellt. Nur der, der nichts weiß, weiß es ganz bestimmt..."

Ein unsicherer Kantonist. Hat er nicht als Theaterkritiker einmal gestanden, eigentlich könne er immer geradeso gut das Gegenteil sagen? Er liebt den Adel „menschlich und novellistisch", aber politisch ist er ihm „doch zu sehr gegen den Strich"; und er hat sich gewöhnen müssen, seine „schließlich als Untergrund immer noch vorhandene Adelsvorliebe mit Soupçon behandelt zu sehen", weil er das Lied allzusehr „nach seiner Fasson und nicht nach einem ihm vorgelegten Notenblatt blase". Er liebt die Juden, „zieht sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor" und hat „auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns, alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird." Aber von den Juden regiert sein will er nicht, ist überhaupt nicht liberal und äußert sich aus dem patriarchalischen Idyll Neubrandenburgs höchst wegwerfend über „Freiheitsparagraphen". Man hält den „Wanderer" wohl für einen

Verherrlicher der Mark? Er bedankt sich. „Ich habe sagen wollen und wirklich gesagt: ‚Kinder, so schlimm, wie ihr es macht, ist es nicht; und dazu war ich berechtigt; aber es ist Torheit, aus diesen Büchern herauslesen zu wollen, ich hätte eine Schwärmerei für Mark und Märker. So dumm war ich nicht.“ Damit ist freilich, trotz Goßler und der „Einreihung“, amtlich nichts anzufangen. Aber zuletzt ist auch dies nur die Reserve eines Augenblicks, eine Distanzierung der zarten Persönlichkeit von dem unholden Stoff. Was die „Wanderungen“ eigentlich besagen wollen, ist an einer anderen Briefstelle in starken Worten ausgedrückt: Kritisch, heißt es dort, müsse hervorgehoben werden, „wie man nicht bloß Mark und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unausstehlichkeit unbeschadet, unter der Vorführung dieser Pflichttrampel und Dienstknüppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden.“ Das ist die Selbstentäußerung des Schönheitsmenschen, die sich willig darein findet, daß im Staatenleben nicht Verfeinerung und musische Anmut, sondern Tüchtigkeit und rauhe Zucht die Träger historischer Sendung sind.

Er hat Bismarck mehrmals besungen; in den Briefen spricht er von ihm; und ich weiß nicht, woraus, ob aus Sang oder Wort, man mehr über Bismarck sowohl wie über Fontane erfährt. Die Gestalt des deutschen Kanzlers ist hier mit einem skeptischen, ja, gehässigen Psychologenauge gesehen: sehr groß und sehr fragwürdig. Das Recht auf Zweifel erkennt der Alte den Jungen freilich nicht zu. „Die Studenten,“ schreibt er am Bismarcktag des Jahres 95, „müssen begeistert sein; das ist ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit. Für alte Knöppe liegt es anders oder wenigstens komplizierter. Diese Mischung von Übermensch und Schlauberger, von Staatengründer und Pferdestall-Steuerverweigerer, von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt

eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen ..." Er war zu loyal, um der Legitimität gegenüber die Partei des Genies ergreifen zu können: „Ich stehe in der ganzen Geschichte von Anfang an auf Kaisers Seite ... Bismarck ist der größte Prinzipverächter gewesen, den es je gegeben hat, und ein ‚Prinzip' hat ihn schließlich gestürzt, besiegt, dasselbe Prinzip, das er zeitlebens auf seine Fahne geschrieben und nach dem er nie gehandelt hat. Die Macht des hohenzollernschen Königtums (eine wohlverdiente Macht) war stärker als sein Genie und seine Mogelei. Er hat die größte Ähnlichkeit mit dem Schillerschen Wallenstein (der historische war anders): Genie, Staatsretter und sentimentaler Hochverräter. Immer ich, ich, und wenn die Geschichte nicht mehr weitergeht, Klage über Undank und norddeutsche Sentimentalitätstränе. Wo ich Bismarck als Werkzeug der göttlichen Vorsehung empfinde, beuge ich mich vor ihm; wo er einfach er selbst ist, Junker und Deichhauptmann und Vorteilsjäger, ist er mir gänzlich unsympathisch." Und er war nicht Pessimist und Zyniker genug, war, um mit Montaigne zu unterscheiden, in seinem Herzen zu sehr für das „Ehrenhafte" gegen das „Nützliche", um dem Machiavellismus des Reichsgründers unbedingt zujubeln zu können. „Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dies vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken." — Auf welchen wohl? — Mythos und Psychologie: Das sind zwei Dinge; und wo sie in ein und derselben Brust beieinander wohnen, wo Sänger- und Schriftstellertum sich paaren, da kommt es äußerlich zu Widersprüchen. Die Bewunderung, die der psychologische Schriftsteller der Größe zollt, ist nicht studentenhaft „rein und hell"; er blickt auf den Helden nicht, um sich „erheben" zu lassen. Der Held ist ihm „die denkbar interessanteste Figur"; aber vom Interesse, diesem

eigentlichen Schriftsteller- und Psychologenaffekt, ist nicht weit mehr zu allen Naturalismen, Bosheiten und Ironien der Erkenntnis. Aus Briefstellen, wie der angeführten, redet der skeptische Psycholog über einen noch lebenden Helden. Bismarcks Tod ließ Fontane vor diesem letzten Ausbruch großen Deutschtums den mythisch-ehrfürchtigen, den großen Stil der Anschauung wiedergewinnen, zu dem er drei knappe Jahre früher nur die Jugend hatte verpflichten wollen, und er sang:

„Widukind lädt ihn zu sich ein:
Im Sachsenwald soll er begraben sein."

Der Dichter ist konservativ als Schützer des Mythos. Psychologie aber ist das schärfste Minierwerkzeug demokratischer Aufklärung. In den späten Briefen Fontanes, des Verherrlichers kriegerischen Preußenadels — in seinen Briefen, d. h. außerhalb seiner Produktion — findet man Kundgebungen stark revolutionären und demokratischen Gepräges, pazifistisch-antimilitaristische Äußerungen, die nicht nur als wohlwollende und verjüngungsbereite Anpassung an die literarisch-revolutionäre Zeitstimmung von 1880 zu verstehen sind, sondern durchaus auch seinem eigenen Wesen, dem, was rationalistisch-humanitäres 18. Jahrhundert (und 20. Jahrhundert?) in ihm war, zugehörten und den „Soupçon" nachträglich in hohem Grade rechtfertigten, mit dem er seine „als Untergrund immer noch vorhandene Adelsvorliebe" behandelt sehen mußte. Geister wie er müssen in ihrem politischen Verhalten kompliziert und unzuverlässig erscheinen, denn die Widersprüche, zu denen die Tagesdebatte sie drängt, finden ihre Aussöhnung und Auflösung erst in der Zukunft.

Das Schauspiel, das der alte Fontane bietet, dies Schauspiel einer Vergreisung, die künstlerisch, geistig, menschlich eine Verjüngung ist, einer zweiten und eigentlichen Jugend und Reife im hohen Alter, besitzt in der Geistesgeschichte

nicht leicht ein Gegenstück. „Ich bin mit den Jahren jünger geworden," schrieb der achtundzwanzigjährige Jüngling an einen Freund, „und die Lebenslust, die eigentlich ein Erbteil der Jugend ist, scheint in mir zu wachsen, je länger der abgewickelte Faden wird." Das ist eine frühe Erkenntnis seiner vitalen Eigenart. Er war geboren, um der „alte Fontane" zu werden, der leben wird; die ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens waren, beinahe bewußt, nur eine Vorbereitung auf die zwei späten, gütevoll skeptisch im wachsenden Schatten des letzten Rätsels verbrachten; und sein Leben scheint zu lehren, daß erst Todesreife wahre Lebensreife ist. Immer freier, immer weiser reifte diese seltene und liebenswürdige Natur dem Empfange der letzten Antwort entgegen; und im Nachlaß des Verewigten fand man den schönen Spruch:

„Leben; wohl dem, dem es spendet
Freude, Kinder, täglich Brot,
Doch das Beste, was es sendet,
Ist das Wissen, das es sendet,
Ist der Ausgang, ist der Tod."

Thomas Mann.

Emilie Fontane

Die Frage, wie die Gattin eines Dichters beschaffen sein muß, um seinem Genius nicht im Wege zu sein, sondern ihn wenn möglich zu fördern, wird immer individuell beantwortet werden müssen. Theodor Fontane, dem ein dornenvoller, von mancherlei Enttäuschungen und Demütigungen getrübter Lebenslauf beschieden war und dem erst im hohen Alter das langersehnte Glück des Erfolges lächelte, er bedurfte einer besonders gearteten Gefährtin. Und sie war ihm zuteil geworden. Zunächst war sie, was für ihn besonders wichtig war, kein Dutzendmensch, sondern von besonderem Schlag. In ihren Adern rollte südfranzösisches Blut. Ihr Großvater, ein gescheiterter französischer Theologe, war nach dem Siebenjährigen Kriege nach Potsdam verschlagen und unter die Gardisten Friedrichs des Großen eingereiht worden. Er endete als Kämmerer der Stadt Beeskow. So war es wohl ein Erbteil der Rasse, wenn Emilie Fontane eine Beweglichkeit des Geistes eigen war, die gegen die Reize der Welt ebenso rasch wie kräftig reagierte, und wenn sie an allen Vorgängen des Lebens den regsten Anteil nahm. Ihr Hauptinteresse galt der Literatur, insbesondere dem Theater, das sie bis in ihr hohes Alter leidenschaftlich gern besuchte. Da nun, was sie erfuhr und erlebte, auf einen individuellen Grund fiel, so erhielt es, wenn es widerklang, persönliche Färbung. Nach dem Zeugnis dessen, der sie am besten kannte, ihres Mannes, war sie witzig und geistvoll, hatte brillante Einfälle und war scharfsinnig im Erkennen der Menschen, besonders im Erkennen ihrer Schwächen, ihrer Eitelkeiten und Lächerlichkeiten. Mit ihrem lebhaften Temperament verband sich eine durch keine ängstlichen Bedenken gehemmte Schlagfertigkeit. Sie hatte den Mut ihrer

Meinung. Und endlich war ihr auch jene Eigenschaft zuteil geworden, die Theodor Fontane nach einer gelegentlichen Äußerung an der Frau am höchsten schätzte: Kaprize. Kurz, es waren in ihr alle Momente vorhanden zu dem, wofür der Deutsche keinen eigenen Namen hat, weil es bei ihm nicht heimisch und nur gelegentlich zu Gaste ist: zum Esprit. Wie aber erst die Mischung heterogener Eigenschaften einen Charakter interessant macht, so kam in Frau Emiliens Wesen zu den vielen sie über die Alltäglichkeit erhebenden Zügen noch ein Schuß Philisterhaftigkeit hinzu. „Du hast," schrieb ihr einmal ihr Gatte in einem jener an drastischen Beobachtungen und entzückenden Wendungen so reichen Briefe an die Familie, „Du hast en détail einen sehr feinen künstlerischen Sinn, aber Du bist allerdings eine konventionelle Natur." Köstlich drückt er diesen Gegensatz in der Natur seiner Frau ein andermal aus. Eine Französin, namens Desteuque, hatte sie madame la plus gracieuse physiquement et moralement genannt. Mit dieser Anrede beginnt Fontane einen Brief an sie und fährt dann fort: „Ich will mit der Liebeserklärung beginnen, daß die Desteuque beinah recht hat. Du bist nicht nur Deiner tatsächlichen Abstammung, sondern auch Deinem ganzen Menschen nach halb aus Beeskow und halb aus Toulouse. Hast Du Deinen Toulouser Tag, so hat die Desteuque vollkommen recht. Hast Du Deinen Beeskower, so hapert es. Ich bin Dir aber das Zeugnis schuldig, daß, wenn nicht kleine Verhältnisse Dich niederdrücken, der Toulouser Tag vorherrscht. Am toulousesten bist Du, wenn gut Wetter im Kalender steht, in Deinem eigenen Hause. Unter Fremden, wenn sie fein, klug und vornehm sind, bist Du mehr oder weniger befangen. Und wenn sie trivial sind, gehst Du sofort auf ihre Trivialitäten ein und wirst kleinstädtisch und spießbürgerlich."

Man kann sich denken, daß eine so geartete Persönlichkeit für Fontane, der als Menschenbeobachter unablässig auf der Suche war, eine fortdauernde Quelle des Studiums war

und eine stete Anregerin von Gedanken über das schwierige und unerschöpfliche, von ihm immer wieder in Angriff genommene Kapitel über die Frau. In manchen bisher nicht veröffentlichten Skizzen und Entwürfen, die sich in seinem Nachlaß finden und die beweisen, mit welch unsäglicher Mühe der anscheinend mit so gefälliger Leichtigkeit schaffende Künstler sich das Handwerk des Epikers aneignete, in einigen dieser Studien hat er ihr Bild festgehalten. So erinnere ich mich eines Stückes, eines Dialoges zwischen Mann und Frau des Morgens beim Kaffee, in dem der weibliche Part unverkennbar ihre Züge trägt. Daß sie freilich in einer seiner Novellen oder einem der Romane zu einer Gestalt Modell gesessen hätte, wie seine geistvolle Tochter Martha, die als Corinna in dem prächtigen Roman „Frau Jenny Treibel" fortlebt, wüßte ich nicht zu sagen. Doch hat er ihr unverhüllt ein literarisches Denkmal gesetzt. In den Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig" spricht er von ihr als Kind und Braut und läßt bei der Gelegenheit den Blick auch auf die spätere Zeit und ihr Zusammenleben fallen. Er rühmt sie dabei und preist das Glück, das ihm das Schicksal mit der Wahl dieser Gattin zuteil werden ließ, als sein größtes. Allein er versagt es sich doch auch nicht, eine Schwäche ihrer Individualität hervorzuheben. Er wirft ihr das Erbübel der Frau, den Mangel an Logik, vor und erhärtet die Behauptung durch die Erzählung eines drastischen Vorkommnisses. Als Kavalier und Mann der Galanterie weiß er freilich mit jener schelmischen, echt Fontaneschen Ironie den Fehler in eine Tugend zu verwandeln, indem er in geistreicher Paradoxie das Unlogische „nicht als eine niedrigere, sondern umgekehrt als eine höhere Form der Unterhaltung" hinstellt.

Bei dieser Gelegenheit spricht er aber auch mit der tiefen Dankbarkeit des glücklichen Gatten aus, was ihm die Gefährtin des Lebens war, und so wie er sie hier schildert, wird sie in der Literaturgeschichte fortleben: als die

musterhafte Gattin eines Dichters. In einem schönen Sinnbild läßt er seine Mutter das Entscheidende darüber sagen. Sie war mit der Wahl des Sohnes zunächst nicht einverstanden, da sie, von der Not des Lebens gebeugt, etwas äußerlich Glanzvolles für ihn wünschte. Aber als sie die junge Braut kennengelernt hatte, sagte sie zu ihm: „Du hast Glück gehabt; sie hat genau die Eigenschaften, die für dich passen." Und wirklich wurde Frau Emilie dem Dichter Stütze und Helferin. Zunächst wirtschaftlich. In einem Gedicht „Der echte Dichter" (Wie man ihn früher sich dachte) hat Fontane über den alten Typus des Lyrikers weidlich gespottet, der mit einer Köchin beweibt ist, ungekämmt und ungewaschen einherzieht und dessen eigenste Welt der Himmel und ein Zigeunerzelt ist. Gleichwohl steckte in ihm selbst etwas von dem Poeten vom alten Stil. Er war im ganzen weltfremd und wußte sich in das praktische Leben nur so ungefähr zu fügen. Mit Geld verstand er nicht umzugehen, wie er denn nie mehr als ein paar Groschen bei sich trug. So ließ sich die Frau die geschäftliche Seite des Daseins ganz allein angelegen sein. Sie verwaltete die Einnahmen, sie besorgte die Ausgaben. Hierin das Gleichgewicht herzustellen, war bei dem geringen Ertrage, der aus der Fontaneschen Produktion bis zum Eintritt des Greisenalters floß und bei den großen Bedürfnissen seiner zahlreichen Familie nicht leicht, zumal er ein wenig verwöhnt war und auf einen guten Tisch hielt. Sie ließ es ihm gleichwohl nie daran fehlen und hat, oft unter persönlichen Entbehrungen, für sein leibliches Wohl aufs beste gesorgt. In seinen Erinnerungen spricht er sich über diesen heiklen Punkt mit feiner Diskretion aus, indem er das Persönliche zwischen die Zeilen steckt und durch eine allgemeine Betrachtung durchschimmern läßt. „Sie war vor allem," sagt er, „auch eine Haushälterin von jener nicht genug zu preisenden Art, die Sparsamkeit mit Ordnungssinn und Helfefreudigkeit verbindet. Eine richtige Sparsamkeit vergißt nie, daß nicht immer gespart werden

kann. Wer immer sparen will, der ist verloren, auch moralisch."

Allein sie wäre nicht die würdige Gattin eines Theodor Fontane gewesen, wenn sie nur wirtschaftliche Talente besessen hätte. Sie war auch seine geistige Genossin, mit der er tiefste Kunstfragen erörterte. Ja, sie war geradezu seine Mitarbeiterin. Er selbst berichtet, daß sie ihm alle Bücher und alle Zeitungen vorgelesen und alle seine von Korrekturen und Einschiebseln starrenden Manuskripte abgeschrieben habe. Das waren, seine dicken Kriegsbücher mit eingerechnet, gute vierzig Bände. Wer Fontanesche Manuskripte je gesehen hat, weiß, was es heißt, sie reinlich zu kopieren und druckfertig herzustellen. Daß sie bei dieser Fronarbeit auch wohl seufzte, wird man begreiflich finden. Und wenn Papa Fontane einmal seiner abwesenden lieben Meta über die Lage im Hause schmunzelnd beichtet: „Mathilde scheuert und wird wohl am Pfingsttage selbst irgendwo einregnen. Ich bleibe zu Haus und arbeite, und Mama schreibt meinen letzten Aufsatz ab unter der bekannten Betrachtung: ist das ein Leben, ist das ein Pfingstfest. Ich lächle und finde es nicht so schlimm", wenn er sich so äußert, so wird man darin nicht mehr als eine vorübergehende Regung von Undankbarkeit erblicken. Indem er in den Lebenserinnerungen der Welt von der Mitwirkung der Gattin an seiner schriftstellerischen Betätigung Kunde gab, huldigte er ihr nicht bloß, sondern bekannte genugsam, wie tief er sich ihr dafür verpflichtet fühlte.

Diese Mitwirkung beschränkte sich jedoch keineswegs auf die mechanische Arbeit des Abschreibens. Frau Emilie besaß ein zu starkes Naturell, um einer Vorlage sklavisch zu folgen. Sicherlich hat sie es an kräftiger Kritik gegenüber den Werken des Gatten nicht fehlen lassen. Dafür bürgt schon der Widerspruchsgeist, der ihr wie so vielen phantasievollen Frauen bis zur Streitlust eigen war. Es ist uns aber auch bezeugt, daß sie beispielsweise an der historischen Novelle

„Schach von Wuthenow", ebenso am „Grafen Petöfy" Ausstellungen machte, die ihr Gatte eingehend widerlegte. Ja, in einem Falle kam sie ihm geradezu zu Hilfe. Es handelt sich um die Berliner Geschichte „Stine", bei der es noch mit der Hauptgestalt haperte. Als eben der Abdruck der Novelle bevorstand, schrieb Fontane an Paul Schlenther: „Den Charakter Stines werde ich noch — so gut so was nachträglich geht — zu motivieren suchen. Meine Frau hat mir einen guten Rat gegeben, ein Einschiebsel von nur drei Zeilen, das aber doch erheblich helfen wird."

Ist es schon für jeden Künstler ein Glück, jemanden zur Seite zu haben, der ihm, wenn nicht die Träume deutet, so den Spuren seines Genius zu folgen vermag, so war das für Fontane besonders wichtig. Bis ins hohe Alter litt er schwer unter dem, was er einmal die Freundschaftskritik nennt, die Tag um Tag geübte, stille Negation der nächsten Umgebung. Gerade seine alten Gefährten, die Tunnelgenossen und Rütlibrüder, haben, wie er noch im Jahre 1884 klagt, immer nur gezweifelt und gelächelt. „Gott," fügt er hinzu, „und in der Regel was für Nummern!" Bei der Gelegenheit bekennt er jedoch ausdrücklich, daß sie merkwürdigerweise stets an ihn geglaubt habe.

Man sieht, wie prophetisch jenes Wort der Mutter war: „Du hast Glück gehabt; sie hat genau die Eigenschaften, die für dich passen." Gleichwohl hat es, was bei zwei so eigenartigen Naturen nicht wundernehmen kann, in dem langen Zusammenleben nicht an Differenzen gefehlt. Dies war schon unvermeidlich, weil, wie es Fontane einmal ausdrückt, ihre nervösen Organismen sich sehr ähnlich sahen. Beide besaßen jene künstlerisch angelegten Menschen so oft eigene zarte Körperbeschaffenheit, die ewigen Anfällen ausgesetzt ist und sich in allerlei Reizbarkeiten äußert. Dazu nun die fast vierzig Jahre hindurch so schwierigen Lebensverhältnisse! Und da sie gewohnt waren, nicht aneinander vorbei zu existieren, sondern in inniger Gemeinschaft den Pfad des

Lebens wandelten, so mußten die Geister auch wohl aufeinanderplatzen. Kam es zu Mißhelligkeiten, so fand sich im allgemeinen Fontanes überlegener Humor lächelnd damit ab. „Ich bin," schrieb er ihr einmal, als er wieder Abrechnung mit ihr hielt und ihr vorwarf, es fehle ihr der Sinn für exakte Beobachtung des Tatsächlichen, den er sich selbst in hohem Grade zuschrieb, „ich bin vielfach nicht gut dabei gefahren, aber vielfach auch sehr gut, und so mag sich's balancieren." Im Alter hielt er sich dadurch schadlos, daß er die Schwächen der Gattin mit der Tochter, zuweilen mit bedenklicher Offenheit, besprach. Einmal aber, nach 26jähriger Ehe, kam es zu einem ernsten, langdauernden Zwist. Im März 1876 war Fontane zum Ersten Sekretär der Akademie der Künste ernannt worden. Damit war ihm endlich eine äußere Lebenssicherheit geboten, und man kann sich denken, wie glücklich Frau Emilie war in der Hoffnung, von nun an der wirtschaftlichen Sorgen enthoben zu sein. Allein die Freude war von kurzem Bestand. Schon nach zwei Monaten bat Fontane, dem die Tätigkeit aufs äußerste mißfiel und der in der untergeordneten Stellung wohl auch persönliche Demütigungen erfuhr, um seine Entlassung, die ihm im August gewährt wurde. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß mit dem Amt das Schriftstellertum, wie er es auffaßte, unvereinbar sei, und bei der Alternative: sicheres Brot oder sorgenvoller, aber freier künstlerischer Beruf, entschied er sich für das zweite. Für diesen Heroismus hatte jedoch Frau Emilie zunächst kein Verständnis, sondern war über seinen Verzicht auf die feste Existenz aufs äußerste betroffen. Sie ließ es nicht an harten Vorwürfen fehlen, und wenig erfreuliche Zustände traten im Hause ein. Es gab scharfe Auseinandersetzungen, von denen die Briefe widerhallen. Am ergreifendsten sind Fontanes Äußerungen gegenüber Mathilde v. Rohr. Bitter beklagte er sich bei ihr über die Gattin, doch nicht ohne die ihm eigene Gabe, die Gegensätze abzuwägen. „Ich habe," schreibt er ihr,

„furchtbare Zeiten durchgemacht, namentlich in meinem Hause. Meine Frau ist tief unglücklich, und von ihrem Standpunkt aus hat sie recht." Einige Zeit später heißt es schärfer: „So leid sie mir tut, so muß ich doch sagen: sie hat sich in dieser Angelegenheit nicht so benommen, wie sie gesollt hätte." Und einige Wochen darauf wieder milder: „Meine Frau, die große Meriten hat und in vielen Stücken vorzüglich zu mir paßt, hat nicht die Gabe des stillen Tragens, des Trostes, der Hoffnung." Am 1. November ist der unglückselige Streit noch immer nicht ausgeglichen. Erst am 30. berichtet Fontane: „In meinem Hause sieht es etwas besser aus. Die Stimmung meiner Frau klärt sich auf; das Gewölk verzieht sich." Und endlich, aber erst im März 1877, kann er melden: „Meine Frau hat das vorige Jahr insoweit verwunden, daß sie mir keine Vorwürfe mehr macht, ja sogar in rührender Weise einräumt, ich hätte meiner ganzen Natur nach nicht anders handeln können. So ist denn der Friede, Gott sei Dank, wieder da."

Also hatte doch in Frau Emilie der Glaube an ihn gesiegt. Und das war das Entscheidende: wieder zeigte sich, daß sie von seinem künstlerischen Beruf unerschütterlich überzeugt war, zu einer Zeit, als seine Freunde noch immer daran zweifelten. Etwa zehn Jahre später wurde dieses Vertrauen dann auch von der Welt bestätigt. Nach fast vierzigjährigem Ringen war Theodor Fontane als Dichter endlich anerkannt. Sie war beglückt von diesem Umschwung und stolz darauf, daß sie sich in ihrer Zuversicht zu seinem Genius nicht getäuscht hatte.

Die schöne, große und schwere Aufgabe, die das Schicksal ihr gestellt hatte, indem es sie an eine Schriftstellerexistenz band, die sich lange Zeit nach einem Worte Fontanes am Abgrund hin bewegte, sie hat sie trefflich gelöst. Ihr gutes Teil hat sie dazu beigetragen, daß eine der bezauberndsten Persönlichkeiten unserer Literatur sich aufs prächtigste entfalten konnte. Sie wurde damit wie dem Gatten selbst, so dem Volke, ja der Welt zum Segen.

Berlin Otto Pniower